196

Helv. 926 s

Aufmunterungszeichen
des Fleißes, welches
Jakob Schneider
als der Erste seiner (1ten)
Ordnung empfängt
im Jahresexamen der
oberen Klasse der St.
Leonhards Knabenschule
den 28ten October
1830

<36621354380015
<36621354380015
Bayer. Staatsbibliothek

Schweizerischer Ehrenspiegel.

Edle Züge aus der Geschichte der Väter,

mit
moralischen Bemerkungen, zum Gebrauch für
Landschulen

von
E. Stierlin,
Lehrer an der Klassenschule in Bern.

Bern,
bey Wittwe Stämpfli, in der Hochobrigkeitl. Buchdruckerey.
1813.

Die Schrift betittelt: Der Schweizerische Ehrenspiegel, edle Züge aus der Geschichte der Väter mit moralischen Bemerkungen, zum Gebrauch für Landschulen; zu der sich Herr Klassenlehrer Stierlin als Verfasser und Frau Wittwe Stämpfli als Verleger bekennt, wird zu drucken bewilligt, unter Vorbehalt der in der Censur-Verordnuug vom 26. Juny 1810. und in den Patenten für Buchhändler aufgestellten Bedingnisse.

Bern, den 5. Dezember 1812.

Sekretariat der Censur-Commißion,
Fischer.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Fg/01/534

Vorrede.

Nehmet, liebe Schweizer-Knaben und Mädchen! nehmet dieß Büchlein, das für euch geschrieben ist, leset und erfahret, was unsere Väter gethan: wie gut und edel sie dachten, wie redlich und löblich sie handelten, wie fromm und Gott ergeben sie waren. Ihr Verstand, ihre Redlichkeit, ihr Muth erhielten uns ein Vaterland, dessen wir uns noch jetzt freuen können, noch jetzt, nachdem so mancher Vorzug, so manche Zierde desselben hingefallen ist. Wie ganz anders wäre alles gekommen, und was wäre aus der Schweiz und den Schweizern geworden, wenn sich die Väter nicht als solche Männer gezeigt hätten. Unser Land wäre verschlungen worden von den gewaltigen Monarchien, die

um dasselbe her sich bildeten, eine unbedeutende Provinz wären wir, um deren Wohl sich der Monarch nicht vorzugsweise bekümmerte, weil unser Land ihm nicht soviel eintrüge, wie andere Provinzen mit fetterem Boden. Durch häufige Kriege, welche dem mächtigen Fürsten nicht leicht fehlen, wäre unser Volk zusammengeschmolzen, durch harte immer steigende Auflagen wäre alles erschöpft, und das Land selber bey vernachläßigtem Anbau grossentheils wieder verwildert. Ungeschätzt wäre unser Volk, nicht einmal einen eigenen Namen hätten wir, vergessen wären unsere Geschichten, denn wer frägt jetzt noch nach den Geschichten jener Städte und Gegenden, die vor 500 Jahren frey waren, wie die Schweizer, aber nun längst von den anwachsenden Reichen verschlungen worden, und darin verloren gegangen sind. Das alles ist nun nicht so geworden, Dank dem Verdienste der Väter, Dank dem sie schützenden Gott, denn es ist offenbar, daß Gottes Beystand über unsern frommen Altvordern und über dem Schicksal unsers Landes gewaltet hat, durch Gott wurden

die Umstände so geleitet, daß die biedern Alten ihre Freyheit behaupten konnten.

Möchten doch die künftigen Geschlechter unsern vaterländischen Sinn, unsre Biederkeit und unsre Gottesfurcht eben so loben, wie wir die Väter deswegen loben müssen; möchten sie eben so mit Achtung an uns denken. Das, liebe Jugend! muß die Sorge eines jeden unter uns seyn, daß durch unsre Schuld die Lage des Vaterlandes sich nicht verschlimmere, daß wir alle rechten Mittel gebrauchen, um seinen Wohlstand zu befördern und unser Volk geachtet zu machen. Freylich leben wir in ganz andern Zeiten als unsre Väter, in Zeiten gewaltiger Herrschaft, wo es von dem Willen einiger weniger abhängt, ob ganz Europa Frieden haben, oder die Waffen gegeneinander tragen soll, wo durch einen Federzug alte Staaten aufhören und neue zusammengesetzt werden; in Zeiten, wo kein altes Herkommen, kein frühe erworbenes Recht mehr geachtet wird, sondern alles den Anordnungen des Augenblicks weichen muß; in Zeiten, wo auf das

Glück, auf den Wohlstand einzelner Völkerschaften nicht gesehen wird, sondern alles dem eisernen Gange zu einem weit gesteckten Ziele unterliegen muß. — Darum sagt nun mancher: was hilft es dann, uns jetzt von den grossen Thaten der Väter zu reden, da die Zeiten sich so geändert haben? was hilft uns Vaterlandsliebe, da wir nicht wissen, wie lange dasselbe noch so bleibt? wie können wir für das Vaterland arbeiten, da bey so vielen Dingen uns gleichsam die Hände gebunden sind? — Aber das sind alles unhaltbare Einwürfe! oder soll etwa das Kind mit weniger Freude vernehmen, wie der Vater und Großvater durch Fleiß, Redlichkeit und andere gute Eigenschaften die Familie emporgebracht haben, wird ihr Beyspiel darum weniger gut seyn, weil die Zeiten nicht mehr gleich sind, bleiben nicht schöne Gesinnungen und edle Thaten der Achtung und der Nachahmung immer würdig? Sollen wir etwa zu unserem Leben, zu unserer Gesundheit weniger Sorge tragen, da wir nicht wissen, wie lange wir sie geniessen werden? Soll etwa der Landmann sein Feld weni-

ger bearbeiten, weil er nicht Herr der Witterung ist? Ihr sehet es alle ein, wie irrig und thöricht das wäre, nun so laßt euch also durch nichts irre machen, euer Vaterland zu lieben, wie euere Väter es geliebet haben, laßt euch durch nichts wankend machen, für das Wohl desselben zu arbeiten aus allen eueren Kräften. Wenn es dem Vaterlande wohl geht, so gehts auch euch und euern Verwandten wohl.

Sehet wie die Väter beständig wachsam und aufmerksam waren auf des Landes Wohl! sie warteten nicht bis die Gefahr da war, denn wer überrascht wird von der Noth, der geräth in Verwirrung, übereilt sich und greift leicht in der Angst zu verkehrten Hülfsmitteln. Sehet die Eintracht der Väter! sie wollten alle einmüthig die Freyheit, eine stille Freyheit, die keinen beleidigt, die keinem seine Rechte antastet; um diese zu behaupten, hielten sie alle treulich zusammen, ob einer von diesem oder von jenem Orte sey, das machte keinen Unterschied zwischen ihnen; wenn es um das Wohl des Vaterlandes zu thun war, so fragten sie nicht, gewinnt dieser oder

jener Ort mehr dabey, als ein anderer; jede Gemeine, jede Bürgerschaft opferte gern ihre besondern Vortheile dem Wohl des ganzen Kantons, und der Kanton opferte gerne die seinigen dem Wohl des gesammten Vaterlandes. Wenig vermögen einzelne Menschen, vereinigt vermögen sie ausserordentlich viel, dieß hat sich in allen Zeiten häufig erwiesen, dieß ist auch in unsern Tagen offenbar worden. Sehet den Fleiß, die Thätigkeit der Väter! jeder war emsig in seinem Stande, der größte Theil ihrer Zeit war ihren Geschäften gewidmet, nur ein kleiner der Erhohlung, und diese suchten sie gewöhnlich im häuslichen Kreise oder im traulichen Umgange mit ihren Freunden, bisweilen bey Festen, die entweder nützliche Uebungen, oder die Erinnerung an eine für das Vaterland wichtige Begebenheit, oder die engere Verbrüderung der Schweizer zur Absicht hatten. Sehet ihre Mäßigkeit, ihre Genügsamkeit! sie genossen als Speise, was ihre Heerden, ihre Aecker und Gärten ihnen gaben, die Wolle ihrer Schaafe oder das selbstgemachte Leinenzeug bekleideten sie, einfache

Hütten, bescheidene Häuser gaben ihnen Obdach; da war nicht jene unüberwindliche Lüsternheit nach weithergebrachten Leckereyen, jene Sucht nach fremden Kleidern, jenes Streben durch glänzende Wohnungen sich auszuzeichnen; sie lebten genügsam und einfach, aber sie wurden Männer, die einen Geist hatten, stark genug, um einen herzhaften Entschluß zu fassen, und einen Körper mit Kraft, das Beschlossene auszuführen; sie wohnten klein, aber das Vaterland wurde groß. Sehet, wie die Väter bereit waren zu jeder Aufopferung für das Vaterland! ihre Zeit, ihr Geld, ja selbst ihr Leben opferten sie mit freudigem Muthe dem allgemeinen Wohl; da war nicht erst ein engherziges Berechnen, ob man sattsam bezahlt werde für den zu leistenden Dienst, keine hinterlistigen Ausflüchte und Betrügereyen, um sich den nöthigen Steuern zu entziehen; es haben ja einmal die Berner sich selbst das Gesetz auferlegt, daß jeder den vierzigsten Theil seines Vermögens in den gemeinen Seckel geben solle, und haben diese Abgabe zehn Jahre hintereinander fortgeleistet, bis

alle öffentlichen Schulden bezahlt waren, und wie mancher sein Leben freudig für das Vaterland hingegeben, das beweisen die vielen glorreichen Schlachten, wo blos der feste Entschluß aller, für das Wohl der Mitbürger zu sterben, jene Wunder der Tapferkeit vollbringen konnte. Endlich sehet noch an den Vätern die Krone ihrer Tugenden, die Gottesfurcht! der Gedanke an Gottes Macht, Weisheit und Güte schwebte ihnen immer vor, der Hirte bey seiner Heerde, der Landmann auf dem Felde, der Handwerker in seiner Stube, Vater und Mutter im Kreise der Kinder, alle dachten an den Schöpfer der Welt, an den Geber alles Guten, und redeten gerne von ihm, mit Gebet zu ihm wurde die Arbeit angefangen, mit Dank beschlossen, bey allen Angelegenheiten wurde er um seinen Beystand angerufen, zahlreich wurde das Haus des Herrn besucht; so hatten die biedern Alten Gott vor Augen in allen Umständen, kein Wunder, wenn sie dann auch am Tage der Schlacht auf ihn vertrauten, wie hätten sie sich vor Menschen fürchten sollen, da Gott mit ih-

nen war: sie siegten oder gingen nach rühmlich beschlossenem Leben ein in das wahre Vaterland aller Menschen, wo des Herren Gnade auf die Guten wartet.

So sehet ihr, liebe Schweizer-Knaben und Mädchen! das Bild eurer Väter wie in einem Spiegel, es ist ein Spiegel der Ehre, denn edle Gesinnungen und schöne Thaten bringen unvergängliche Ehre. Und nun, theure Nachkommen der Schweizer! werdet euern Vätern ähnlich, liebet wie sie das Vaterland, arbeitet für dasselbe, und wenn es einst nöthig wird, sterbet für dasselbe. Damit ihr aber für das Vaterland arbeiten und leben könnet, so müsset ihr euch frühe bemühen, brauchbare Menschen zu werden: lernet mit Ernst, was in der Schule und bey Hause euch vorgegeben wird, denn wer nichts weiß und nichts kann, der wird auch zu nichts nützlich; seyd fleißig und arbeitsam, denn Thätigkeit erhöhet die Kräfte der Seele und des Leibes, Müßiggang verdirbt sie; seyd genügsam, verlanget nicht nach dem, was euere Umstände euch nicht erlauben;

seyd zufrieden mit dem, was euch Gott bescheert, versaget euch auch bisweilen Dinge, die ihr haben könnet, damit es euch nicht schwer werde, Entbehrungen zu ertragen, wenn das Vaterland sie verlangt; liebet euere Verwandte, euere Freunde, euere Gespielen, euere Mitbürger, euere Obrigkeit, damit ihr euch gerne vereiniget mit einander, für's allgemeine Beßte zu arbeiten, damit ihr einträchtig seyet zum Wohl des Vaterlandes, und bereit einer für den andern etwas zu ertragen und zu thun; gewöhnet euch frühe zur Gottesfurcht, Gott hat euch ins Leben gerufen, er läßt euch so viel Gutes, so viele Freude geniessen, an ihn denket, bey allem was ihr thut, betet fleißig zu ihm, vereinigt euch gerne mit den andern Christen, um ihn zu verehren, danket ihm für alles das Gute, was er euch und dem Vaterlande zukommen läßt, er wird euch helfen daß ihr brave Menschen und nützliche Bürger werdet; dann seyd ihr tüchtig dem Vaterlande Gutes zu thun, jeder in seinem Stande, und euch als würdige Söhne der alten Schweizer zu zeigen, und

wann ihr dann alles gethan habt, was zu thun möglich war, so trauet auf Gott: Er schützt euch und das Vaterland.

Chronologische Uebersicht.

Jahrzahl. Seite.

Jahrzahl		Seite
1020.	Erbauung von Habsburg. . .	1
1261.	Verehrung der Religion. . .	2
1265.	Großmuth bleibt nicht unbelohnt. .	4
1267.	Zutrauen erweckt Nachgiebigkeit. .	6
1270.	Arbeitsamkeit ist auch dem Reichen nothwendig.	9
1289.	Die bestrafte Unvorsichtigkeit. .	10
1290.	Hegi am Pflug. . . .	14
1298.	Die geharnischten Frauen. . .	19
	Frühe Sorgfalt der Schweizer für ihre Freyheit. . . .	21
1307.	Schweizerbund. . . .	27
——	Wilhelm Tell. . . .	41
1308.	Die tyrannischen Vögte werden vertrieben.	46
1315.	Die Kraft des Vaterlandes. . .	51
1318.	Die Belagerung von Solothurn. .	54
1339.	Laupenschlacht. . . .	55
1340.	Die rechtschaffenen Unterwaldner. .	68

Jahrzahl.		Seite.
1350.	Der treue Diener. . . .	70
1360.	Rudolf von Erlachs Tod. . .	73
1363.	Mitleiden gegen Thiere. . .	75
1375.	Tapferkeit der Frauen zu Hettiswyl. .	77
1386.	Arnold von Winkelried. . .	81
——	Das wohlgehütete Panner. . .	86
1388.	Schlacht bey Näfels. . .	87
——	Die dankbaren Fremdlinge. . .	93
1403.	Die menschenfreundlichen Krieger und die zärtliche Gattin. . . .	96
1405.	Die hülfreichen Nachbarn. . .	98
——	Die Appenzeller Frauen entscheiden eine Schlacht. . . .	101
1443.	Die alte Redlichkeit. . .	104
1444.	Abscheuliche Falschheit und Grausamkeit.	106
——	Die ruhmvolle Niederlage. . .	111
——	Der bestrafte Spott. . .	115
1458.	Nur der Unschuldige ist ruhig. .	116
1476.	Grosse Noth der schweizerischen Besatzung zu Iferten. . . .	118
——	Hadrian von Bubenberg. . .	122
1477.	Der Verräther wird verachtet. .	130
1481.	Niklaus von Flüe. . . .	133
1499.	Uebergang der Schweizer über den Rhein.	137
——	Auch der Feind ehrt Tapferkeit. .	139
——	Heinrich Wolleb. . . .	141
——	Die belohnte Treue. . .	144
——	Benedikt Fontana. . . .	146
——	Eifer der Schweizer einander zu helfen.	147
——	Die versöhnten Feinde. . .	152
1522.	Sorgfalt der Schweizer für ihre Ehre.	153

Jahrzahl.		Seite.
1529.	Alte Freundschaft vergißt sich nicht so leicht.	156
1533.	Niklaus von Wengi. . .	159
1567.	Die Kraft des Zutrauens. . .	160
——	Ludwig Pfyffer rettet den König von Frankreich. . . .	163
1620.	Sorgfalt für die Ehre der Mitbürger.	171

Register

über die

Schweizerlieder.

Nro.		Seite.
1.	Der Schweizer. Lavater. . .	183
2.	Das glückliche Volk. Lavater. .	184
3.	Lob der Eintracht. Lavater. . .	187
4.	Die Eintracht. Busch Liedersammlung.	190
5.	Die Freyheit. Altorfer. . .	191
6.	Liebe des Vaterlandes. Busch Liedersamml.	194
7.	Liebe des Vaterlandes. Busch Liedersamml.	197
8.	Natur im Schweizerland. Lavater. .	198
9.	Glücklicher Stand des Landmannes. Busch Liedersammlung. . . .	201
10.	Lied für Schweizerbauern. Lavater. .	203
11.	Lied an Schweizerbauern beym Beschluß der Erndte. Altorfer. . .	205
12.	Der Aelpler. Am Bühl. . .	208
13.	Die großmüthigen Belagerten. Lavater.	209
14.	Niklaus von der Flüe. Lavater. .	212

1.

Erbauung von Habsburg.

Ao. 1020.

Bischoff Werner von Straßburg hatte seinem Bruder Radbod eine beträchtliche Summe Geldes gegeben, damit derselbe auf seinem Stammgute im Aargau eine feste Burg erbauen könnte. Radbod bauete die Burg auf einem Hügel in der Gegend von Brugg und nannte sie Habsburg. Hier besuchte ihn sein Bruder Werner um den Bau zu besehen; er fand die Burg nicht groß und nicht schön genug, war unzufrieden und äusserte sich, das von ihm zum Bau hergegebene Geld möchte wohl zu etwas anderm verwandt worden seyn. Radbod sagte: „er werde ihm Morgen Rechenschaft geben.“ In der Nacht ließ er alle seine Dienstmannen aufbieten, daß sie Morgens in aller Frühe bewaffnet vor der Burg erscheinen sollten. Als der Bischoff am Morgen die Burg von vielen Bewaffneten umringt sah, wurde er unruhig und hielt sie für Feinde, die gegen ihn im Anzuge wären; aber Rad-

bod sprach zu ihm: „sey unbesorgt, lieber Bruder! alle diese furchtbaren Krieger habe ich durch Geld und Geschenke zu unsern Freunden gemacht; sie haben geschworen, für die Vertheidigung unseres Hauses ihr Leben zu lassen. So habe ich aus deinem Gelde lebendige Mauern erworben, die Treue tapferer Männer ist die festeste Burg." Hierauf ließ Radbod die Krieger heraufkommen, um dem Bischoff die gebühreden Ehrenbezeugungen zu beweisen. Werner lobte seines Bruders Klugheit und unterstützte ihn mit noch mehr Geld.

Was nützen uns die festesten Mauern, wenn niemand sie uns schützen hilft? was nützt uns das Geld, wenn wir keine Freunde haben? Es ist nicht genug: Geld zu haben, es kömmt alles darauf an, wie man es anwendet. Nur wer einen guten Gebrauch davon macht, dem ist es eigentlich nützlich.

2.

Verehrung der Religion.

Ao. 1261.

Als Graf Rudolf von Habsburg, der nachher König der Deutschen wurde, einst von der Jagd nach Hause ritt, begegnete ihm zwischen Fahr und Baden ein Priester, der das Abendmahl einem Kranken bringen wollte, welcher im nächsten Dorfe ohne Hoffnung

darnieder lag. Das Wetter war schlecht, der Weg vom Regen verdorben und sehr schlüpfrig, der Priester arbeitete sich mit Mühe durch den Morast fort. Da stieg Rudolf vom Pferde und führte es dem Priester zu, indem er sprach: „es ist nicht recht, daß ich reite und der Diener und Träger meines Herrn und Gottes (der Priester trug nämlich in der Hand die Monstranz) (*) zu Fusse gehe." Der Priester mußte nun aufsitzen und Rudolf führte das Pferd am Zügel bis zum Hause des Kranken. Der Priester gieng hinein und verrichtete sein Amt, aber wie erstaunte er, als er wieder heraus kam und Rudolf ihn mit dem Pferde erwartete. Der freundliche Graf nöthigte ihn, alles Weigerns ungeachtet, aufzusteigen, schenkte ihm das Pferd und ein Stück Land zu dessen Unterhalt. Dieser Priester wurde in der Folge des Churfürsten von Maynz Caplan und rühmte seinem Herrn die Frömmigkeit und Leutseligkeit des Grafen von Habsburg; der Churfürst kannte ihn schon, denn er war einst auf einer Reise nach Italien von Graf Rudolf begleitet worden: aber er achtete nun denselben desto mehr, daher empfahl er ihn bey der Wahl eines deutschen Königs so nachdrücklich, daß Rudolf wirklich im Jahre 1272 zum Könige der Deutschen erwählt wurde. So hat also Rudolfs fromme Handlung, ohne daß er es dachte, zu seiner nachmaligen Erhebung mit beygetragen.

(*) Monstranz nennt man das Gefäß, worin die geweihten Oblaten aufbewahrt werden.

Es zeigt einen schönen Eifer für's allgemeine Beste, wenn man einem Menschen, der in seinen Amtsverrichtungen ist, beysteht, und es ist ein Zeichen eines guten Herzens, wenn man die ehret, welche die Leiden ihrer unglücklichen Mitbrüder zu lindern und zu trösten suchen.

Mancher Reiche und Angesehene glaubt, er könne sich über alles wegsetzen und habe selbst die Religion nicht viel zu achten, aber Gott ist gleich erhaben über Vornehme und Niedrige, und alle sollen ihn gleich fürchten und ihn ehren; mit Recht sagte auch Rudolf von Habsburg bey dieser Gelegenheit: alles, was ich habe, habe ich von Gott.

Die Geringern ahmen meistens den Vornehmen nach, desto besser ist es daher, wenn diese ein gutes Beyspiel geben.

Frömmigkeit erwirbt uns die Achtung der guten Menschen und wird oft schon in diesem Leben belohnt.

3.

Großmuth bleibt nicht unbelohnt.

Ao. 1265.

Jakob Müller von Zürich, ein starker und tapferer Kriegsmann, lebte mit Rudolf von Habsburg in Feindschaft und hatte ihm viel Schaden gethan. Einst

aber begegnete er dem Grafen, der mehrere seiner Reuter bey sich hatte, auf einem Wege, wo es unmöglich war, zu entrinnen, und gegen die überlegene Zahl zu kämpfen, getrauete sich Müller auch nicht. Da sprang er geschwind vom Pferde, machte seine Beinkleider los und bückte sich gegen die Erde, als ob ihn die Natur zu dieser Stellung zwinge. Der Graf sprengte mit seinen Leuten heran und Rudolf rief Müllern zu: er solle sich wehren. Aber dieser entgegnete ihm, wenn er ein rechtschaffener Kriegsmann wäre, so möchte er seiner schonen, bis er seine Beinkleider wieder aufgezogen hätte. Rudolf gestand ihm dieß zu, da rief Müller aus: „so mag die Beinkleider anziehen wer will, ich werde es nimmermehr thun." Rudolf sah, daß er durch sein gegebenes Versprechen gefangen sey, er wurde aber nicht böse darüber, sondern lachte selbst über Müllers listigen Einfall, verzog ihm die alte Feindschaft und hatte dafür von der Zeit an den getreuesten Freund an ihm. Denn als Rudolf in einem Gefechte gegen den Herrn von Regensberg sich zu tief in die Feinde gestürzt hatte, wurde er von denselben umringt, sein Pferd wurde ihm unter dem Leibe erstochen und mit Mühe konnte er, zu Fuß kämpfend, die Feinde noch von sich abhalten, hätte aber vor Müdigkeit doch bald unterliegen müssen. Dieß sah Jakob Müller, schlug sich mit grosser Anstrengung und Tapferkeit bis zu ihm durch, nahm ihn vor sich auf das Pferd und brachte ihn glücklich aus dem feindlichen Haufen.

Eine empfangene Wohlthat bleibt bey guten Herzen in unvergeßlichem Andenken, und der, welcher sie empfangen hat, freut sich, sie zu erwiedern.

Wenn man schon in einer glücklichen Lage ist, so muß man sich doch seines Glückes nicht überheben, wie leicht kann man in Umstände kommen, wo man die Hülfe Anderer nöthig hat.

Versöhnlichkeit ist eine schöne Tugend, sie zeigt uns ein liebevolles Herz an und wir bewundern sie mit Recht, weil es oft viel Gewalt über sich selbst braucht, um seinem Feinde und Beleidiger zu vergeben. Schon oft hat man aus einem Feinde durch Großmuth sich einen treuen Freund gemacht.

4.

Zutrauen erweckt Nachgiebigkeit.

Ao. 1267.

Graf Rudolf von Habsburg war im Streite mit dem Abt Berchtold von St. Gallen, weil er die Lehenspflichten für die Grafschaft Kyburg, welche ein Lehen von der Abtey St. Gallen war, nicht leisten wollte. Der Abt zog mit seinen Reitern auf die Grenze seiner Landschaft und nahm das Quartier in seiner Stadt Wyl. Rudolf rüstete sich ebenfalls; allein während der Rüstung kamen einige seiner Kriegs-

gefährten zu ihm gesprengt und erzählten: wie bey den Fastnachtslustbarkeiten zu Basel ein Auflauf entstanden und mehrere Ritter durch die Bürgerschaft erschlagen worden seyen, er möchte sich eilends aufmachen und mit ihnen gegen Basel ziehen, um das trotzige Volk zu strafen. Rudolf konnte seine Grafschaft Kyburg nicht verlassen, weil er alle Augenblicke einen Einfall des Abtes erwarten mußte und doch wollte er seinen Freunden die begehrte Hülfe auch nicht versagen, besonders da er ohnehin mit dem Bischoffe von Basel in Fehde war. Er beschloß also den Zwist mit dem Abt von St. Gallen so schnell als möglich beyzulegen, und während seine Ritter rathschlagten, wie dieß zu machen sey und verschiedene Meinungen darüber äusserten, machte er sich bey Einbruche der Nacht, blos von zwey Reutern begleitet, auf und ritt nach der Stadt Wyl zu. Als er am Thore anlangte rief ihn der Thurmwächter an; er antwortete: „sagt dem Abt, Rudolf von Habsburg sey da und wünsche eingelassen zu werden, um mit ihm zu reden." Der Abt konnte nicht glauben, daß der Graf sich mitten in die Versammlung seiner Feinde wagen werde, sondern hielt dieß für einen Spaß eines neu anlangenden Freundes, und befahl ihn einzulassen, jedoch mit Vorsicht. Sobald Rudolf in der Stadt war, begab er sich zum Abte, der eben mit seinen Rittern am Nachtessen saß, und sich mit allen den Seinigen über diesen Anblick verwunderte: „Herr Abt, sprach Rudolf, daß ich meine „Person euch anvertraue, geschieht darum, weil ich „euch für so redlich halte, als ich es bin. Ich komme,

„um unsere Streitigkeiten beyzulegen; es ist nicht gut, „daß Fehde zwischen uns sey, wir verderben einer „den andern und unsere Feinde freuen sich darüber. „Ich will den Entscheid unserer Sache euern Räthen „als Schiedsrichtern überlassen und hoffe, ihr werdet „billig seyn, wie ich es auch seyn werde." Der Abt war erfreut über dieses Zutrauen und die Sache wurde gleich zu beyderseitiger Zufriedenheit ausgemacht. Die Ritter, welche vorher gegen Rudolf versammelt waren, zogen jetzt selbst mit ihm in die Fehde gegen Basel.

Es erweckt eine freundliche Gesinnung in uns, wenn sich andere mit Zutrauen uns nähern und wir wollen die gute Meinung, die sie von uns haben, nicht gerne zerstören; sogar mit dem Feinde vertragen wir uns lieber, wenn er uns mit Zutrauen entgegen kommt.

Feindschaften können am schnellsten beygelegt werden, wenn die, welche unter sich uneins sind, selbst über ihre Sachen reden und ihre Meinung einander offenherzig bekannt machen. Wenn der eine etwas nachgiebt, giebt der andere auch lieber nach und so wird der Zwist bald beygelegt.

5.

Arbeitsamkeit ist auch dem Reichen nothwendig.

Ao. 1270.

Rudolf von Habsburg ritt einst durch die Strasse zu Basel, da sah er einen Weißgerber, der eine Haut bearbeitete. Rudolf sagte zu ihm: „Gerber! was für ein angenehmes Leben hätte ein Mann, der hundert Mark Silber (*) Einkünfte und eine schöne Frau dazu hätte?" Der Gerber antwortete: „ich habe beydes!" Hierüber verwundert sagte Rudolf, sobald ich werde vom Pferde gestiegen seyn, will ich kommen, dieß zu sehen. Der Gerber zog alsobald seinen schmutzigen Rock aus, zog saubere Kleider an und befahl seiner Frau eine stattliche Mahlzeit zuzurüsten und seine goldenen und silbernen Geschirre dabey sehen zu lassen, auch nichts zu sparen, um einen so vornehmen Gast auf's Beßte zu bewirthen. Rudolf kam, der reinlich gekleidete Gerber empfieng ihn und führte ihn zu seiner Frau, deren vorzügliche Schönheit und prächtiger Anzug den Gast in Erstaunen setzten; man ging zu Tische, die vortreflichsten Speisen wurden aufgetragen, die köstlichsten Weine eingeschenkt, goldene und silberne Geschirre prunkten. Rudolf wußte nicht genug zu loben und fragte den Gerber: „da du so „reich bist, wie magst du dich doch mit der schmutzi-

(*) Eine Mark Silber ist soviel als ein halbes Pfund Silber, an Werth etwa vier und dreyßig Franken.

„gen Arbeit plagen?" Aber dieser erwiederte: „Herr, ich schäme mich der Arbeit nicht und ohne dieselbe würde meine Haabe bald wieder abnehmen und verschwinden!"

Arbeit macht das Leben angenehmer; wie traurig ist der Zustand desjenigen, der nichts zu thun hat nnd nichts zu thun weiß, und wie schimpflich ist es zugleich, auf der Erde gelebt zu haben, ohne zu nützen, und denken zu müssen, daß man ein überflüßiges Wesen sey; wie ganz anders ist es hingegen dem fleißigen und thätigen Menschen, jede verrichtete Arbeit macht ein frohes Gemüth und keine Freude ist so angenehm, wie die nach vollbrachter Arbeit. Auch der Begüterte thut wohl, wenn er sich seines Geschäftes annimmt, wenn man nur immer von seinem Gute nimmt, so schwindet das Erworbene bald wieder und schon mancher ist zu Grunde gegangen, weil er die Hände zu früh in den Schooß legte.

6.

Die bestrafte Unvorsichtigkeit.

Ao. 1289.

Als im Jahre 1288 die Juden wegen einer grausamen Mordthat von den Bernern aus der Stadt vertrieben wurden, so nahm dieß König Rudolf sehr übel auf.

Er sagte: die Juden im ganzen deutschen Reiche seyen allein dem Könige unterthan, ohne dessen Verordnung keine Stadt etwas gegen die Juden unternehmen dürfe, die Berner sollten also die Juden wieder aufnehmen und zur Strafe für ihr unbefugtes Verfahren eine Summe Geldes erlegen. Die Berner erstatteten dem Könige Bericht über die von den Juden begangene Mordthat, glaubten sich hiermit genugsam entschuldigt und wollten weder die Vertriebenen wieder aufnehmen, noch eine Strafe bezahlen.

Hierauf zog König Rudolf mit 30,000 Mann vor die Stadt und schlug sein Lager auf dem Kirchenfelde auf. Die Berner aber liessen sich durch diese Belagerung nicht erschrecken, wehrten sich tapfer und vereitelten alle feindlichen Versuche, so daß der König nach einer ziemlich langen Belagerung unverrichteter Sachen abziehen mußte. Dieß konnte er nicht vergessen; er schickte daher im folgenden Jahre seinen Sohn Rudolf, um Bern auf's Neue zu bekriegen. Er kam im Frühlinge mit einer starken Macht, mit einer solchen Schnelligkeit, daß er in der Nähe der Stadt anlangte, ehe man von seinem Anzuge einige Kundschaft hatte. Er verbarg sein Heer hinter den Wald in der Schoßhalden und schickte nur eine kleine Anzahl gegen das Thor, um die Bürger zu einem Ausfalle zu reizen. Wie er gehofft hatte, so geschah; als die Bürger die feindlichen Reuter am Thore der Stadt plündern sahen, sammelte sich eine Schaar am untern Thore und verlangte auf den Feind loszugehen; ganz nahe am Thore wohnte der Venner Brug-

ger, diesen forderten die Kampflustigen auf, sie herauszuführen; er, ohne den Schultheiß zu befragen, eilte mit ihnen zur Stadt hinaus. Voll Muth stürmten sie auf die feindlichen Reuter los, diese zogen sich zurück, hitzig folgten ihnen die Berner nach und entfernten sich so von der Stadt. Auf einmal stürzte die ganze feindliche Armee aus ihrem Hinterhalte hervor, die Berner waren von einer grossen Uebermacht umringt, doch den Muth verloren sie nicht; sie kämpften als tapfere Männer und widerstuhnden auf's Hartnäckigste. Unterdessen war in der Stadt der Sturm ergangen und die Bürgerschaft zog mit dem Stadtpanner aus, ihren nothleidenden Mitbürgern zu Hülfe. Aber auch nach Ankunft dieses frischen Haufens hatten die Berner genug zu thun, sich der Feinde, die an Zahl weit überlegen waren, zu erwehren. Der Kampf war so heftig, das Handgemenge so scharf, daß die Oestreicher sogar der Berner Stadtpanner ergriffen hatten und es davon getragen hätten, wenn nicht Walo von Greyerz es ihnen wieder entrissen hätte, wegen welcher tapferen That er nachher den Beynamen der Biderbe erhielt. Endlich gelang es den Bernern nach ungeheurer Anstrengung sich Luft zu machen und sich, zwar nach grossem Verluste, in die Stadt zurückzuziehen. Fast das ganze zahlreiche und angesehene Geschlecht der Neunhaupt war in dieser Schlacht umgekommen. Aus dem Stadtpanner war im Handgemenge ein Stück herausgerissen worden; zum Andenken an diese Begebenheit wurde es von nun an geändert, denn da es vorher einen schwarzen Bären im

weissen Felde gehabt hatte, so wurde nun wegen dem vielen vergossenen Bürgerblute das Feld roth gemahlt und eine goldene Strasse schräg dadurch gezogen, in welcher der Bär lauft. Aber auch die Feinde hatten in diesem schweren Kampfe einen so grossen Verlust erlitten, daß sie nicht weiter an die Belagerung der Stadt dachten.

So hart wird die Unvorsichtigkeit gestraft. Hätten die kampflustigen Bürger gewartet, bis auf des Schultheissen Befehl der Auszug in guter Ordnung erfolgt wäre, so hätten die Offiziere ihre Leute nicht an einen Ort geführt, wo sie von den Feinden konnten umgeben werden, sie hätten erst die Umstände ausgekundschaftet und eine solche Stellung genommen, wo sie mit Vortheil gegen den Feind hätten kämpfen können, aber auf alles das war von dem wilden Haufen nicht geachtet worden. Nichts ist im Kriege verderblicher, als Unordnung und der Mangel an einem verständigen Heerführer, dem alle treulich gehorchen.

So sehr diese Uebereilung zu tadeln ist, so war es doch rühmlich, daß diese unbedachten Krieger ihren Fehler nicht etwa durch eine schändliche Flucht vergrösserten, wie sonst oft bey solchen unvorhergesehenen Zufällen geschieht. Sie aber vertheidigten sich als tapfere Männer, sie verloren zwar manchen Gefährten, aber die Ehre der Stadt verloren sie nicht. Heilig sey jedem braven Manne die Ehre des Vaterlandes.

7.

Hegi am Pfluge.

Ao. 1290.

In der Gegend von Winterthur steht ein altes Schloß, Hegi ist sein Name, dort wohnten vor 500 Jahren die Freyherren von Hegi. Einfach und friedlich lebten sie auf ihrem Gute, hielten durch sorgsame Aufsicht ihr Hauswesen in guter Ordnung und übten ihre Kräfte durch allerley Arbeit. Es meinten zwar manche der herumwohnenden Ritter, ein so stilles Leben sey dem Edeln unrühmlich, ihnen gefiel besser in wechselsweisen Trinkgelagen auf ihren Schlössern sich zu erlustigen und von einer Fehde zur andern zu ziehen. Aber die Namen der meisten sind nun vergessen, während uns die Geschichtschreiber voll Bewunderung folgendes von Hegi erzählen.

Einer von Kaiser Albrechts Söhnen, Herzog von Oestreich, ritt einst mit seinem Gefolge von Rapperschwyl auf Winterthur. Als er in die Nähe dieser Stadt gekommen war, sah er auf dem Felde einen wohlgekleideten, ansehnlichen Mann den Pflug führen, schöne Pferde waren demselben vorgespannt, ein wohlgebildeter Junge leitete sie. „Haltet! rief der Herzog seinen Leuten zu, einen so schönen Bauern haben wir nie gesehen den Pflug halten mit so schönen Pferden." Gnädiger Herr! sagte ihm sein Hofmei=

ster, dieß ist der Freyherr von Hegi und sein Sohn, morgen wird er kommen, seine Aufwartung zu machen.

Wirklich kam am folgenden Tage der Freyherr mit seinem Sohne nach Winterthur, um dem Herzoge die Hand zu küssen; beyde waren jezt ritterlich gekleidet, 7 Pferde, alle schön und kriegerisch ausgerüstet, trugen sie und ihr Gefolge und zeigten dem Herzog, daß Hegi auch zu ritterlichem Dienste bereit sey. Er hatte grosse Freude an dem wackern Manne und redete oft mit Vergnügen von dieser Begebenheit.

Von allen Arbeiten ist der Ackerbau die nöthigste und nützlichste, er verschafft uns, was wir zum Lebensunterhalte am meisten brauchen, er giebt uns Brod und so viele andere Speisen, die ebenfalls aus Mehl bereitet werden. Durch den Ackerbau wird die Erde erst recht fruchtbar gemacht, daß sie ein so schöner und angenehmer Wohnplatz für die Menschen wird. Wie ganz anders sah' es ehemals in unserm Vaterlande aus, als noch finsterer Wald und Gesträuche beynahe überall den Boden bedeckten, der mehr den wilden Thieren als den Menschen zum Aufenthalte diente. Da fiengen fleißige Männer an ein Stück Land nach dem andern aufzuräumen, der harte Boden wurde durch die Pflugschare aufgerissen und Fruchtbarkeit, Leben und Freude war nun da, wo vormals traurige Stille herrschte.

Aber auch zur Stärckung des Körpers und zur Vermehrung der Kräfte tragen die mannigfaltigen Arbeiten des Ackerbau's nicht wenig bey und verstän-

dige Aerzte haben gesagt, daß der Duft, der aus der frisch aufgerissenen Erde emporsteigt, ein wahrer Lebensbalsam, und in manchen Krankheiten das beßte Heilungsmittel sey. Und welche Beschäftigung erinnert so wie der Ackerbau zum Nachdenken über Gottes Weisheit und Güte und zum Danke für seine Wohlthaten! Wird wohl der Ackermann das Saamenkorn in die Erde streuen und sehen wie wunderbar es zu einem Halme wächst und Aehren trägt, ohne an den zu denken, durch welchen dieß alles geschieht? wird er wohl seine Erndte einsammeln ohne dem zu danken, welcher ihm dieselbe bey so manchem Ungewitter, bey so manchem drohenden Zufalle bewahret hat? So macht also der Ackerbau auch fromme Leute.

Bey diesem grossen und mannigfaltigen Nutzen wird man sich dann nicht wundern, daß der Ackerbau schon von alten Zeiten her als ein sehr ehrenvoller Stand geachtet wurde. Als einst Gesandte zum israelitischen Könige Saul kamen, trafen sie ihn hinter dem Pfluge an; und in China ist es bis auf unsere Tage Gebrauch, daß der Kaiser alle Jahre ein Stück Land mit eigener Hand umpflügt, um dadurch zu zeigen, wie ehrenvoll diese Beschäftigung sey. Darum achtete es der Freyherr von Hegi nicht für unrühmlich mit seinem Sohne den Pflug zu führen, und der Herzog von Oestreich ehrte den fleißigen Ackermann.

Vorzüglich schickt sich der Ackerbau für ein freyes Volk: es wird dadurch von seinen Nachbarn unab-

hängig; wenn andere Gewerbe den Stoff zu ihren Arbeiten aus der Fremde herziehen und die gemachte Arbeit wieder in's Ausland verhandeln müssen, so schafft hingegen der Ackermann auf dem vaterländischen Boden ein Erzeugniß, dessen Verkauf nicht von dem guten Willen der Nachbarn abhängt und nicht erst durch die Hände gewinnsüchtiger Handelsleute gehen muß, die oft allein die Frucht von des Arbeiters Mühe haben. Der Gedanke an diese Unabhängigkeit stärkt das Volk in seinem Freyheitssinne und sein in der freyen Luft stark gewordener Körper und der durch Arbeit kräftige Arm schützen es gegen fremde Anfälle.

Hegi lebte einfach, ohne Pracht, der Herzog hielt ihn für einen Landmann, aber Hegi war dabey zufrieden und glücklich. Durch die Arbeit wurde der Hunger erregt und gut schmeckten ihm dann die einfachen Speisen, den ermüdeten Körper stärkte des Nachts ein angenehmer Schlaf, die Wolle der eigenen Schaafe gab ihm Kleider, und den kostbaren Ritterschmuck legte er nur bey festlichen Gelegenheiten an, wie jetzt da er dem Herzoge die Aufwartung machte. Bey dieser Lebensart blieb Hegi ein gesunder und schöner Mann, und erhielt sein Gut den Nachkommen in treflichem Stande, während so viele andere Edle, die herrlich und in Pracht lebten, ihre Güter verpfänden und verkaufen mußten.

O schöne Einfalt der Sitten! könnten wir zurückkehren zu dieser einfachen Lebensart, könnten wir

uns entschliessen, einen Theil unserer eingebildeten Bedürfnisse aufzugeben, wie viel zufriedener und glücklicher würden wir seyn. Einfalt der Sitten erhielt unsere Vorfahren stark und frey, während ringsherum die anderen Völker in Knechtschaft lebten. Je weniger Bedürfnisse ein Mensch hat, desto freyer ist er, und ein Volk bleibt nur so lange frey, als es von Sittenverderbniß und Ueppigkeit frey bleibt; dieß lehrt die Erfahrung aller Zeiten und aller Völker.

An Hegi sehen wir den wahren Adel, den Adel der Seele; er besteht in der Vortreflichkeit der Gesinnungen, er zeigt sich dadurch, daß der Mensch alle seine Pflichten redlich zu erfüllen sucht, sich weder durch Vorurtheile, noch andere Hindernisse darin irre machen läßt, und durch schönes Beyspiel seinen Brüdern vorgehet. Hegi ist seinen Nachbarn ein Muster der Arbeitsamkeit, des häuslichen Lebens, aber das hindert ihn nicht, mit Zurücksetzung aller übrigen Geschäfte vor seinem Herrn zu erscheinen, um ihm seine Ehrerbietung und Liebe zu beweisen, und durch sein ritterliches Gefolge zu zeigen, daß er bereit sey, die Stille des ländlichen Lebens mit dem lärmvollen Kriegszuge zu vertauschen, sobald ihn sein Herr dazu aufrufe.

8.

Die geharnischten Frauen.

Ao. 1298.

Nach König Rudolfs Tode hielten es die Zürcher mit dem neuerwählten König Adolf und hatten deswegen häufige Streitigkeiten und Fehden mit den Habsburgischen Unterthanen in ihrer Nachbarschaft. Denn Rudolfs Sohn, Albrecht, hatte an seines Vaters Stelle König werden wollen, und als ihm dieß mißlungen, war er Adolfs Feind und seine Unterthanen waren Feinde derjenigen, welche es mit Adolf hielten. In diesen Streitigkeiten hatten die Zürcher auch die Stadt Winterthur belagert, allein durch eine Kriegslist der Feinde büßten sie dabey sehr viele Mannschaft ein.

Als nun im Jahre 1298 König Adolf von Albrecht von Oestreich besiegt und getödtet worden war, kam dieser in seine schweizerischen Erblande. Die Winterthurer klagten ihm die von den Zürchern erlittenen Beschädigungen und sagten ihm zugleich, sie hätten in der Schlacht bey St. Georg so viele von denselben getödtet oder gefangen, daß es ihm leicht seyn würde, ihre unvertheidigte Stadt zu erobern. Albrecht zog mit einem starken Heere vor Zürich und lagerte sich auf dem vor der Stadt befindlichen Hügel, der Zürichberg genannt. Die Bürger waren auf diese Belagerung nicht gefaßt und hatten nicht Zeit gehabt,

sich mit Kriegsvolk zu verstärken. Um aber den Feind hierüber irre zu machen, bewaffneten sich die Frauen und Töchter. Diese stellten sich auf der breiten Brücke in Ordnung und zogen von da in langen Reihen unter kriegerischer Musick auf den Lindenhof, Hedwig ab Burghalden war ihre Anführerin. — Als Albrecht von dem Berge herab die Mauern mit Kriegern besetzt und überdieß noch einen so langen Zug geharnischten Volkes erblickte, auch alles voll Munterkeit sah, gab er den Gedanken auf, die Stadt plötzlich einzunehmen und zu einer langen Belagerung war er nicht gerüstet; er ließ sich also mit den Zürchern in Unterhandlung ein, und da ihn diese als des Reichs Oberhaupt anerkannten, so zog er in Frieden wieder ab.

Stark ist die Stadt, stark ist das Land, für welches alle Einwohner mit gleichem Sinne stehen, wo Männer und Frauen vereinigt helfen sein Wohl befördern. Das Vaterland war damahls den Frauen nicht gleichgültig, ihr Sinn war nicht auf das Fremde gerichtet, ihre Gedanken waren nicht blos mit Eitelkeit und unnützen Dingen beschäftiget, gerne hörten sie die Gespräche über des Vaterlandes Begebenheiten und Angelegenheiten, herzlich freuten sie sich, wenn demselben etwas Gutes widerfuhr und gerne theilten sie mit den Männern Beschwerde und Arbeit um dem Vaterlande zu helfen.

9.

Frühe Sorgfalt der Schweizer für ihre Freyheit.

In den Thälern, welche sich gegen den Waldstädter-See öffnen, wo jetzt die Cantone Uri, Schwyz und Unterwalden sind, wohnte seit uralten Zeiten ein freyes Volk. Aus mitternächtlich gelegenen Ländern war es in diese Thäler eingewandert, hatte den öden Boden in Besitz genommen, durch Ausrottung der Wälder sich wohnbare Plätze verschaft und nährte sich da meist von der Viehzucht. Nach und nach vermehrte sich das Volk, breitete sich weiter durch die Thäler aus, und bauete ausser den alten Ortschaften Altdorf, Schwyz und Stanz noch mehrere neue Dörfer.

Die Einwohner von jedem Hauptthal fiengen an besondere Versammlungen zu halten, um ihre Angelegenheiten zu berathen, setzten eigene Gerichtsplätze unter sich fest und mischten sich nicht in die Geschäfte der andern Thäler; so entstanden also nach den 3 Hauptthälern drey besondere Völkerschaften: die Urner, die Schwyzer und die Unterwaldner. Aber sie blieben doch ihrer gemeinschaftlichen Abkunft eingedenk, hielten treue Freundschaft zusammen und halfen einander brüderlich, wenn ein Feind sie angriff.

Als nun in ihrer Nachbarschaft das Deutsche Reich groß und mächtig wurde, und viele Völker und

Fürsten von demselben unterjochet wurden, da begaben sich die drey Länder freywillig in des Reichs Schutz, daß des Reichs Oberhaupt sie gegen alle Angriffe und ungerechte Zumuthungen schützen solle, wofür sie dann ihrerseits demselben in seinen Kriegen als treue Soldaten zuziehen und ihm diejenigen Rechte in ihren Ländern einräumen wollten, welche für königliche Rechte geachtet wurden; z. B. das Recht Zölle festzusetzen und einzuziehen; das Oberrichter-Amt bey todeswürdigen Verbrechen.

Wenn aber, wie es einige Male geschah, diese freywillige Vereinigung mit dem Reiche mißbraucht wurde, um die Bewohner der 3 Länder in ihren Rechten zu kränken, so erklärten sich diese alsobald offen und kräftig gegen solchen Mißbrauch. Denn als im Jahre 1110. die Mönche von Einsiedeln Anspruch machten auf einige Alpen, welche die Landleute zu Schwyz seit undenklichen Zeiten besessen hatten, und der Abt des Klosters es endlich dahin brachte, daß im Jahre 1144. Kaiser Conrad diese Alpen dem Kloster zusprach, und die Schwyzer unter Bedrohung kaiserlicher Ungnade zum Gehorsam aufforderte, so antworteten sie: „Durch diesen Spruch „werden sie und ihre Voraltern beschimpft, als hätten sie fremdes Gut unrechtmäßiger Weise besessen, „und wenn ihnen der Kaiser, anstatt sie bey ihren „Rechten zu schützen, solchen Schimpf und Unrecht „anthäte, so sey ihnen der Schirm des Reichs zu „nichts nütze, und fürhin wollen sie mit ihrem Arme „sich selber schirmen." Wirklich traten die 3 Länder

aus des Reichs Schirm, und obschon der Kaiser sie dafür in die Acht erklärte, und der Bischoff von Konstanz sie in den Bann that, so achteten sie alles dieses nicht, sondern blieben fest bey ihrem Rechte.

In diesem Streite war Graf Ulrich von Lenzburg der drey Länder treuer Freund und Beystand. Er war in ihrer Nachbarschaft reich und mächtig, besaß auch in den 3 Ländern viele Güter und Rechte, ihn hatten die Schweizer zu ihrem Hauptmann und Schirmvogt gewählt, daß er sie anführen sollte in Kriegsnöthen, und als ein wohlerfahrner, hochgeachteter Herr ihre Rechte verfechten sollte durch Wort und That. Er blieb ihnen zugethan sein Leben lang, und hatte nicht wenig Vortheil von dieser Verbindung, denn die Freundschaft mit dem tapfern Volke machte den Grafen noch angesehener und furchtbarer bey den benachbarten Edeln.

Als nach einigen Jahren Kaiser Conrad starb, wurde sein Neffe Friedrich zu seinem Nachfolger erwählt, bey diesem war Graf Ulrich in besonders gutem Ansehen, und bewirkte durch seine Fürsprache, daß der Kaiser die Acht aufhob, den Bann zurücknehmen ließ und veranstaltete, daß jener Streit über die Alpen ruhen sollte. Dieß machte auf die Schweizer so guten Eindruck, daß, als bald darauf Ulrich von Lenzburg für den nach Italien ziehenden Kaiser Hülfe bey ihnen begehrte, ihm sogleich 600 rüstige Jünglinge nachfolgten und tapfer für den Kaiser fochten. Treu und unveränderlich hielten sie es fortan

mit Friedrich, auch da noch, als viele seiner Fürsten sich gegen ihn empörten. So war durch dieses Kaisers freundliches Benehmen die Verbindung der Schweizer mit dem Reiche wieder angeknüpft worden.

Einer von Friedrichs Nachfolgern im Reiche, Otto IV. war den Schweizern abhold, weil sie Friedrichs Nachkommen gegen ihn Hülfe geleistet, und setzte denselben zum Trotze den Grafen Rudolf von Habsburg, zugenannt den Alten, im Jahre 1209 den 3 Ländern zum Reichsvogte, daß er als kaiserlicher Statthalter alle Reichsrechte daselbst ausüben sollte. Der Graf von Habsburg kam mit den Briefen des Königs in die 3 Länder und versprach ihnen viel Gutes. Obschon diese ihn ungern zum Reichsvogte annahmen, so bedachten sie doch, wie der Graf reich und mächtig in ihrer Nachbarschaft sey, und daß sie von ihm vielen Schaden leiden müßten, wenn er ihr Feind wäre, also überliessen sie ihm die Reichsvogtey, wofür er ihnen aber endlich versprechen mußte, sie bey ihren Freyheiten, Landesgesetzen, Gebräuchen und Gewohnheiten bleiben zu lassen und als ein freyes Volk dabey zu schirmen. Als aber in der Folge der Graf von Habsburg gegen sein Versprechen sich allerley anmaßte, so wurde seine Vogtey den Schweizern lästig und sie trachteten davon erledigt zu werden.

Hierzu zeigte sich die Gelegenheit unter Otto's Nachfolger, Friedrich II., dieser hatte mit einigen Reichsfürsten schweren Kampf und begehrte durch

seinen Sohn Hülfe von den 3 Ländern, welche sie ihm aber nicht anders leisten wollten, als wenn ihnen der lästige Reichsvogt abgenommen würde. Hierinn wurde ihnen alsobald willfahret, und der Kaiser gab ihnen überdieß die schriftliche Versicherung: „daß sie „nie von dem Reich an irgend einen Herrn veräus„sert werden, nur allein dem Kaiser in Reichsange„legenheiten Dienste thun und unter des Reichs be„sonderm Schutze stehen sollten." Willig sandten darauf die Waldstädte ihre Mannschaft dem Kaiser zu Hülfe.

Nach Friedrichs Tode wurde es im Deutschen Reiche sehr unruhig, es wurden mehrere Könige zu gleicher Zeit gewählt, jeder hatte seine Freunde und Anhänger, die gegen einander zu Felde zogen. Ueber 20 Jahre währte diese Verwirrung. In dieser unruhigen und gefahrvollen Zeit beriefen die 3 Länder zu ihrem Hauptmann und Schirmvogt den Grafen Rudolf von Habsburg, den Groß-Sohn jenes Alten, der ihnen wegen der Reichsvogtey verhaßt worden war. Rudolf besaß in der Nachbarschaft viele und grosse Güter, war wegen seiner Tapferkeit und Klugheit hochgeachtet und wegen seinem freundlichen Betragen bey dem Volke sehr beliebt. In Verbindung mit ihm, glaubten die Waldstädte in diesen unsichern Zeiten ihre Länder am beßten zu schützen. Eben dieser Rudolf bekam auch die Reichsvogtey in den drey Ländern. Es konnte nicht fehlen, daß der einfache und tapfere Rudolf den einfachen und tapfern Schweizern lieb wurde, sie hielten getreulich zu ihm

und er that vieles mit ihrer Hülfe. Er behielt ihre guten Dienste immer im Andenken, denn da er im Jahre 1273 zum Könige der Deutschen gewählt wurde und die Schweizer alsobald Gesandte zu ihm schickten, daß er als des Reichs Oberhaupt ihre Rechte bestätigen möchte, so lobte er ihre ungefälschte Freundschaft und antwortete: „Er wolle sie als werthe Söhne „zu des Reichs besondern Diensten bewahren und nie „zugeben, daß sie vom Reiche getrennt und irgend „einem Herren dienstbar würden.“ In dem Kriege, den Rudolf bald hernach gegen den böhmischen König Ottokar führte, fochten abermals die Schweizer tapfer für ihn und er behielt die freundliche Gesinnung gegen dieselben bis an seinen Tod. Er starb ihm Jahre 1291.

Es thut dem ehrlichen Manne weh, wenn man ihm zumuthet, er habe andern Unrecht gethan, darum verdroß es die Schwyzer so sehr, daß sie durch Kaiser Conrads Urtheil in den Verdacht kamen, als hätten sie fremdes Eigenthum sich unrechtmäßiger Weise angemasset. Sie liessen jedem das Seine, übervortheilten niemanden, giengen gerade zu Werke und hielten es für eine Ehre, daß keiner ihnen etwas unrechtes vorwerfen könnte; sie hatten Recht, dieß ist eine wahre Ehre, und darum wollten sie dieselbe weder sich noch ihren Vätern rauben lassen. Einen guten Namen muß man in seiner Familie mit aller Sorgfalt bewahren.

Die Schweizer hielten es nicht blos mit den Glücklichen. Als Kaiser Friedrich durch erwiesene Dienste ihre Freundschaft erworben hatte, hielten sie durch alle Schicksale treu mit ihm aus und gedachten es noch seiner Familie. Denn als sein Enkel der 2te Friedrich vom Pabste in den Bann gethan wurde, als alle seine Fürsten, ja selbst seine nächsten Verwandten gegen ihn aufstanden, so blieb das Herz der Schweizer unverändert ihm zugethan. Eine solche Anhänglichkeit ist schätzbar, und solche Freunde sind wohl werth, daß man etwas für sie thue.

10.

Der Schweizerbund.

Ao. 1307.

Nach König Rudolfs Tode erbte sein Sohn Albrecht die vielen Habsburgischen Besitzungen in der Schweiz, die vom Vater um vieles vergrössert worden waren. Doch war dieß nur der kleinste Theil seiner Herrschaft, denn Rudolf hatte als des Reichs Oberhaupt seinen Söhnen das Herzogthum Oestreich und noch mehrere andere Reichsländer gegeben. Wie aber der Besitz grosser Güter meistens nur begierig macht nach mehrerem, so suchte auch Albrecht überall und auf jede Weise seine Herrschaft zu vergrössern. Diese Ländergier und Herrschsucht machten ihn, der ohne-

hin schon wegen seinem finstern Aussehen und unfreundlichen Art von niemanden geliebt war, bey allen so verhaßt, daß die Reichsfürsten troz seines eifrigen Suchens ihn nicht zu ihrem Könige wählten, sondern den Grafen Adolf von Naßau zu dieser Würde beriefen.

Als die Schweizer Rudolfs Tod vernommen hatten und es schien, es möchten um die neue Königswahl Streitigkeiten und grosse Unruhen entstehen, so erneuerten sie ihren uralten Bund: „daß die Männer von Uri, Schwyz und Unterwalden mit aller „Macht einander helfen wollten in und ausser den „Thälern gegen alle die, welche ihnen oder einem „von ihnen Gewalt anthun würden. Wer einen „Herrn hat, der gehorche ihm, wie seine Pflicht es „erfordert. Wir sind eins geworden in diese Thäler „keinen Richter aufzunehmen, der nicht Landmann „und Einwohner ist, auch keinen, der sein Amt „kauft. Unter den Eidgenossen soll jeder Streit aus„gemacht werden durch die Klügsten, und wenn einer „den Spruch derselben nicht annimmt, den wollen „die übrigen dazu nöthigen. Wer wissentlich einen „tödtet, der soll dafür hingerichtet, und wer ihn „schirmt, verbannt werden. Wer bey jemanden Feuer „einlegt, soll nicht für einen Landmann gehalten wer„den, und wer ihn aufnimmt, soll den Schaden „gut machen. Wenn einer dem andern Schaden „zufügt oder ihm raubt, und er hat Güter bey uns, „so soll daraus Ersaz geschehen. Jeder soll einem „Richter in den Thälern Gehorsam leisten. Diese

„Ordnungen zu unserm allgemeinen Wohl, sollen,
„so Gott will, ewiglich währen.“

Dieß ist der älteste Brief, den wir von den Bünden der 3 Länder haben, er wird noch jetzt in den Archiven zu Schwyz und Stänz aufbewahrt, und ist vom Jahre 1291. Deutlich sieht man aus diesem Bunde, daß die Waldstädte gar nicht im Sinne hatten, jemanden dadurch einige Ungerechtigkeit zuzufügen, sondern blos ihre Länder und die Erhaltung der Ordnung zu sichern.

Den Schweizern wurden vom Könige Adolf alle ihre Rechte bestätigt; er aber saß nicht lange in Ruhe auf dem Deutschen Throne, denn Albrecht wußte ihm unter den Deutschen Fürsten so viele Feinde zu erregen, daß er von einem Theile derselben abgesetzt und Albrecht an seinen Platz gewählt wurde. Albrecht suchte mit den Waffen in der Hande diese Wahl gültig zu machen, das Glück begünstigte ihn und Adolf wurde in der Schlacht bey Worms getödtet.

Als die Nachricht von diesem Unglück und von dem neuen Könige bekannt worden war, fürchteten viele sich vor Albrechts Uebermacht. Die meisten Reichsglieder schickten Gesandte an ihn, daß er ihnen ihren Zustand und ihre Rechte bestätigen möchte; er war eben zu Strasburg, da kamen auch die Gesandten der 3 Länder zu ihm, diesen erwiederte er: „er sey jetzt mit andern wichtigen Geschäften überla-
„den, und werde nächstens eine Bottschaft an sie

„schicken.“ Sie aber sahen, wie er täglich andern Reichsgliedern ihre Freyheiten bestätigte und nur ihr Anliegen verschob, das machte sie unruhig. Noch einmal sandten die Waldstädte ihre Boten an ihn um Bestätigung ihrer Freyheiten und um Ernennung eines Reichsvogtes über den Blutbann; sie wurden abermal mit der Antwort abgefertiget: „er wolle „ihnen nächstens einen Antrag machen, der ihnen „nützlich seyn werde.“

Unterdessen vergrösserte Albrecht rings um die 3 Länder seine Güter und Rechte durch Kauf, Ueberredung oder Zwang, endlich (1300.) ließ er ihnen durch Gesandte seinen Antrag machen: „Sie würden „wohl für sich und ihre Nachkommen sorgen, wenn „sie sich dem ewigen Schirme des königlichen Hauses „unterwerfen wollten, wie es bereits alle ihre Nach„barn gethan hätten. Alle benachbarten Städte „und Länder, auch alles, was Kyburg und Lenzburg „in den Waldstädten besessen, sey des Königs; die „Landleute könnten seinem unermeßlichen Kriegsheere „nicht widerstehen, aber der König möchte sie zu „seines Hauses lieben Kindern haben. Er sey der „Abkömmling ihrer alten Schirmvögte von Lenzburg, „der Sohn König Rudolfs, ein streitbarer, sieghaf„ter, gewaltiger Herr, welchem anzugehören noth„wendig und rühmlich sey, und wenn er ihnen den „ewigen Schirm seines glorreichen Geschlechtes mit„theilen wolle, so sey es nicht, als habe er zu ihren „Heerden Lust, oder als wolle er Geld von ihrer „Armuth, sondern er habe von seinem Vater und

„aus den alten Geschichten vernommen, welch' ein „tapferes Volk sie seyen, der König liebe tapfere „Männer sehr, und möchte auch sie anführen zu „Sieg und reich machen durch Beute und Ritter„schaft."

Einmüthig antworteten die Waldstädte: „Sie „wissen wohl und werden sich ewig erinnern, wie der „selige König ihnen ein guter Hauptmann und Vogt „gewesen sey, und wollen es auch seinem Stamm „allezeit gedenken; aber sie lieben den Zustand ihrer „Altvordern und wollen in demselben verharren; der „König möchte ihnen denselben doch bestätigen wie „sein Vater."

Bald darauf (1301.) sandten die Waldstädte den Herrn von Attinghausen, einen Edlen aus ihrem Volke, zum Könige, mit der Bitte, daß er ihnen ihre Rechte bestätigen und einen Reichsvogt über das Blutgericht ernennen möchte. Aber Albrecht gab vor, der Krieg, welchen er eben mit einigen Churfürsten hatte, lasse ihm zu diesen Geschäften nicht Zeit, was die Reichsvogteysachen betreffe, so sollten seine Amtleute zu Rothenburg und Luzern dieselben besorgen. Es waren dieß Amtleute in Albrechts Eigenthum, und so glaubte er, werden sich die Schweizer unvermerkt zum Gehorsam unter Oestreichische Vögte bequemen. Allein die Waldstädte merkten diese Absicht und sandten noch einmal (1304.) an den König um einen Reichsvogt. Unwillig antwortete Albrecht: „Ja, er „wolle ihnen Vögte geben und in das Land setzen,

„deren Geboten und Verboten sie gehorchen, oder „als Aufrührer ihre Freyheit verlieren müßten.“

Sonst hatten die Kaiser zum Reichsvogt einen angesehenen Grafen ernennt, den die Schweizer, wenn es nöthig war, ins Land baten, um Blutgericht zu halten. Aber Albrecht sandte ihnen den Herrmann Geßler von Meyenberg, einen dem Hause Oestreich ergebenen Edelmann, und befahl ihm, daß er in den Waldstädten seine bleibende Wohnung haben sollte, was bis jetzt nie geschehen war. Geßler nahm seine Wohnung in dem Thurme zu Altdorf. Nach Unterwalden schickte Albrecht als Vogt einen Thurgäuischen Edelmann, Beringer von Landenberg, dieser hatte seinen Sitz im Schlosse bey Sarnen, und übergab Rotzberg, eine andere Burg im Unterwaldner-Land, zur Bewachung dem Herrn von Wolfenschieß, einem Unterwaldner, der aber von der rechtschaffenen Denkungsart seiner Väter und Brüder abgewichen war, und dem es wohlgefiel, als Albrechts Burgvogt, allerley Gewalt ausüben zu können. Jeder dieser Vögte hatte eine beträchtliche Anzahl Reisige und Burgknechte bey sich, die alle auf Kosten des Landes lebten; eine den Einwohnern bis jezt ungewohnte und schwere Last.

Im Aufange waren die Vögte ziemlich freundlich und mild, und suchten durch Ueberredung die Leute für Oestreich zu gewinnen. Besonders wandten sie sich an die Edelleute des Landes, deren Anzahl nicht klein war, und stellten ihnen vor: „wie

„viel

„viel schöner und rühmlicher es sey, im Dienste und „am Hofe eines mächtigen Fürsten zu seyn, als hier „unter den Landleuten zu leben, wo keine Gelegen„heit zu grossen Thaten sich zeige. Wenn sie zu „Oestreich hielten, so würden sie sich bald glänzende „Würden und reiche Lehen erwerben.“ Die Vögte dachten, wenn nur einmal die Angesehenen im Volke zu Albrecht überträten, so würden die übrigen bald nachkommen. Aber in den Waldstädten waren Vornehme und Geringe, Edle und Unedle, alle einmüthig und unzertheilt, alle liebten des Vaterlandes Freyheit und die von den Vätern erworbenen Rechte.

Bald änderte sich das Betragen der Vögte, harte Strafen für kleine Vergehen, neue drückende Zölle und viel anderes, was schwer zu ertragen war, verwandelte nun auf eine traurige Weise den vorher glücklichen Zustand der Schweizer. Albrecht hätte es gerne gesehen, wenn sich diese gleich empört hätten, damit er sie als Aufrührer behandeln und ihre Freyheiten, wie er's andern auch gethan, nehmen könnte; sie aber sandten (1305.) an den König, um sich über das Betragen der Vögte zu beklagen. Ihre Bothen wurden nicht vor den König gelassen, und von den königlichen Räthen wurde ihnen zu verstehen gegeben: „Sie seyen selbst Schuld an dieser Be„drängniß, wenn sie des Reichs Schirm aufgegeben „und dafür den Oestreichischen angenommen hätten, „so würde man ihnen jetzt ganz anders begegnen.“ Als die Abgeordneten ihren Landsleuten diese Nach-

richt brachten, wurde allen bang, wie es dann am Ende wohl noch werden sollte.

Die Vögte, die sahen, wie wenig die Schweizer mit ihren Klagen bey Hofe ausrichteten, wurden immer ungerechter und trotziger, sperrten oft die Landleute ohne Ursache in Thürme, ketteten sie an Blöcke, schleppten sie ausser Landes in die Gefängnisse nach Küßnacht, Luzern, Zug, wo mancher dieser Unglücklichen in unterirdischen Löchern erkrankte oder gar umkam. Hohe Geldstrafen, um den Geiz der Vögte zu befriedigen, waren etwas ganz gemeines.

Wolfenschieß, der zu Rotzberg saß, zeigte durch allerley Uebelthaten seinen verdorbenen Sinn. Einmal da er zu Alzellen vorbeyritt (1306.), sah er auf einer Wiese die junge Frau Conrad Baumgartens, sogleich machte er sich an dieselbe mit Reden, welche die ehrbare Frau hart beleidigten, und da er erfuhr, daß ihr Mann nicht zu Hause sey, zwang er sie, ihm ein Bad anzumachen, und muthete ihr mehreres zu, wodurch die schutzlose Frau sehr geängstiget wurde. Endlich geht sie unter einem Vorwande hinaus, sucht ihren Mann auf, der eben vom Holzfällen kommt, und erzählt ihm des Burgvogts böses Betragen; er alsobald hinein, und erschlägt mit seiner Axt den Wolfenschieß im Bade. Sofort entflieht er aus dem Lande nach Ury.

Im Melchthale, auch in Unterwalden, wohnte ein rechtschaffener betagter Landmann, Heinrich an der Halden. Dessen Sohn Arnold oder Aerni

sollte etwas verfehlt haben, zur Strafe dafür ließ Landenberg dem Vater das schönste Paar Ochsen abfordern. Der Vater meinte, sein Sohn habe nichts verschuldet, der Landvogt solle ihn zuerst verhören und dann bestrafen. Aber der Diener fing nach des Landvogts Befehle an, die Ochsen loszubinden, und sagte spöttisch: „Wenn die Bauern Brod essen wollen, so können sie wohl selber am Pfluge ziehen.“ Da wird Aerni vom Zorn übernommen, er schlägt mit seinem Stocke den Knecht auf die Hand, daß ihm ein Finger zerbricht. Jetzt denkt er, welch' eine harte Strafe der Vogt dafür an ihm ausüben werde und flieht ins Thal von Ury zu seinem Vetter Walter Fürst. Landenberg, um seine Rache zu sättigen, läßt den alten Vater greifen, straft ihn hart am Vermögen und befiehlt ihm die Augen auszustechen. Solche Grausamkeit hatte man in Unterwalden nie erhört; alle entsetzten sich darob.

Im Lande Schwyz und Ury machte sich nicht weniger Geßler durch hochmüthiges trotziges Betragen alles zu Feinden und herrschte streng und hart. Bey Altdorf ließ er, um für sich und seine Nachfolger einen sichern Sitz zu haben, auf einem Hügel eine feste Burg bauen, und wenn man ihn fragte, wie sie heissen sollte, antwortete er: Zwing Ury unter die Stägen. Als er hörte, daß das Volk darüber unwillig sey, sagte er: „er wolle sie noch so zahm und weich machen, daß man sie um einen Finger winden könne.“ Am Jakobstage ließ er auf dem Platze zu Altdorf eine Stange aufrichten und

einen Hut darauf setzen, mit dem Befehle, daß jeder, der da vorbey ginge, das Haupt entblössen und sich verneigen solle, wer es nicht thäte, sollte an Leib und Gute gestraft werden. Ein beständiger Wächter mußte darauf sehen, daß der Befehl beobachtet werde. So suchte er durch den unausstehlichsten Uebermuth sich den Ruhm zu erwerben, dieß wackere Volk gedemüthiget zu haben oder dasselbe zum Aufruhre zu reizen, damit es dann hart bestraft werde.

Als um diese Zeit Geßler einmal von Ury nach Küßnacht ging, einem Schlosse unten am Vier-Waldstädter See, das ihm zugehörte, kam er durch das Land Schwyz, und ritt zu Steinen an dem neugebauten Hause Werner Stauffachers, eines Schweizerischen Edelmannes, vorüber. Er betrachtete es, Stauffacher stuhnd eben vor seinem Hause, der Vogt fragte ihn, wem das schöne Haus gehöre? Stauffacher, der wohl wußte, daß Geßler ihm als einem Freunde der vaterländischen Rechte nicht günstig sey, antwortete behutsam: „Das Haus ist meines Herrn des Königs und euer, und mein Lehen.“ Da sprach der Vogt: „Ich bin an des Königs Statt Regent im Lande, und will nicht, daß die Bauern ohne meinen Willen Häuser bauen, und will auch nicht, daß ihr also frey lebet, als ob ihr selbst Herren wäret, ich will euch's schon wehren.“ Betrübt über diese harte Rede, ging Stauffacher in sein Haus und theilte seiner Frau seinen Kummer mit. Diese war ohnehin schon mit Unwillen erfüllt über einen andern gewaltsamen Vorfall in ihrer Nach-

barschaft. Es hatte nämlich der Burgvogt von Schwanau, welche auf einer Insel im Lowerzer-See liegt, die Tochter eines Mannes von Art auf das schändlichste mißhandelt und war deswegen von ihren Brüdern erschlagen worden. Nun hielt die Stauffacherin ihrem Manne alle die schrecklichen Frevelthaten vor, die von den Vögten in den Ländern verübt würden, und wie endlich niemand mehr seiner Güter, seiner Ehre und seines Lebens sicher seyn werde, wenn nicht entschlossene und vorsichtige Männer dem Unwesen abzuhelfen suchten. Sie bewog ihn, Männer aufzusuchen, die entschlossen wären, dem Vaterlande zu helfen.

Vor allem ging er nach Ury zu seinem erprobten und verständigen Freunde, Walter Fürst. Dort fand er den Aerni aus dem Melchthale. Mit Betrübniß und zugleich mit gerechtem Zorne erzählten sie einander den Zustand ihrer Länder, wie die Vögte und ihre Dienerschaft hausten, wie alle Rechte und alle Billigkeit mehr und mehr verletzt werden, und bald gar nichts mehr sicher sey. Alles Volk sey ergrimmt, länger könne man es nicht dulden, besser sey ja im Kampfe für die Freyheit zu sterben, als in Gefängnissen herumgeschleppt und zu Tode gemartert zu werden. Also kamen die drey überein, es sollte jeder in seinem Lande seine Verwandten und Freunde erforschen, wer zu herzhafter Rettung des Vaterlandes entschlossen sey, auch bestimmten sie das Rütli, eine einsame Wiese am Vierwaldstädter-See, nahe an der Grenze zwischen Ury und Unter-

walden, zu einem Versammlungsorte, um sich da Nachricht zu geben, was jeder bey den Seinigen ausgerichtet habe.

Oft kamen sie bey stiller Nacht an diesem abgelegenen Orte zusammen und erzählten sich, wie viele der ihrigen sie schon zu dem kühnen Unternehmen bereit gefunden und wie alles nur auf einen Losbruch warte. Endlich kamen sie den 7. Wintermonat in der Nacht wieder dahin zusammen, und jeder brachte 10 treue und herzhafte Genossen mit, um über die Ausführung ihres Vorhabens nun ernsthaft zu reden. Da waren alle einmüthig, daß in dieser Sache keiner etwas nach seinem Gutdünken wagen und keiner den andern verlassen sollte. Auf künftigen Neujahrstag sollten die Vögte in allen 3 Ländern zu gleicher Zeit ergriffen und als Verbrecher an der Freyheit der 3 Länder über die Grenze geführt, ihre Burgen aber zerstört werden, zum bleibenden Denkmahle, daß die Schweizer ungerechte Gewalt nicht dulden. Dem Deutschen Reiche wolle man ferner zugethan bleiben. Den Grafen von Habsburg und andern, wollen sie weder an Gütern, noch an Rechten und eigenen Leuten das Geringste benehmen; auch sollten die Vögte, ihre Knechte und Söldner keinen Tropfen Blutes verlieren. Aber die Freyheit, welche die Bewohner der drey Länder von ihren Voraltern empfangen, die wollen sie ihren Enkeln aufbewahren und überliefern. Und nun hoben die 3 Stifter des Bundes ihre Hände gen Himmel, erhuben auch ihre Schwerdter, nächst Gott des freyen Mannes Schutz, und schwuren, daß

sie bey diesem Bunde bleiben und in unverbrüchlicher Treue des Vaterlandes Freyheit behaupten wollen. Eben das schwuren auch die 30 andern. Sie drückten einander die Hände zum Abschied, und ermahnten sich zum Gebet um Gottes Beystand, gingen dann auseinander jeder in sein Land, in seine Hütte, um in der Stille noch mehr Genossen zu sammeln und den grossen Tag zu erwarten, der das Vaterland von dem ungerechten Joche frey machen sollte.

Schrecklich ist der Mensch, der von Ehr- und Habsucht getrieben wird, nichts ist ihm mehr heilig; je mehr er hat, desto mehr verlangt er. Albrecht hätte als Reichsoberhaupt die Schweizer bey ihren Rechten schützen sollen, allein von Ehrgeitz und Habsucht getrieben, mißbrauchte er seine Würde, um denselben ihre Rechte zu entreissen und freye Männer seinem Hause eigen zu machen. Kein Mittel war ihm nun zu schlecht, um seine Absichten zu erreichen; erst Schmeicheley und dann Gewalt; alle Rechte der Schweizer werden gekränkt, Vögte mit zahlreicher Dienerschaft werden ins Land geschickt, um sich von Leuten besolden und ernähren zu lassen, bey denen das Geld ohnehin selten und die Lebensmittel nicht im Ueberflusse waren; neue Steuern und unmäßige Bussen werden ersonnen, um die Beutel der Bedrücker mit dem Gelde der Hirten zu füllen; schändlicher Muthwille, grausames Gefängniß, unmenschliche Strafen werden an den Verhaßten geübt, die nichts gethan hatten, als daß sie ihren alten glücklichen

Zustand beybehalten wollten; so weit führt Ehrsucht und Habsucht.

Drohende Gefahr muß man sich nicht verbergen, damit man nicht unvermuthet davon übereilet werde. Sobald die 3 Länder Albrechts Absichten merckten, verbanden sie sich fester miteinander, daher ihre einmüthige gleiche Antwort auf sein Begehren, daher ihre beständige Uebereinstimmung in Behauptung ihrer Rechte.

Eintracht macht stark; Vornehme und Geringe hielten in den Waldstädten treu über ihre vaterländische Freyheit zusammen, keiner trat davon, kein Zwiespalt war unter ihnen zu erregen, alle Vorspiegelungen der Gegner waren vergeben.

Ehe man Gewalt braucht, muß man seine Rechte durch Vorstellungen und gütliche Mittel zu behaupten suchen, so machten es die Schweizer, anständig trugen sie ihre Noth dem Könige vor, von ihm erwarteten sie die Hülfe, und obschon sie nicht erfolgte, und Albrecht sich dadurch der Bedrückung seiner Vögte mitschuldig machte, so duldeten sie noch lange.

Dulden ist schön; aber auch Dulden hat seine Grenzen, und was darüber ist, ist Feigheit. Was wäre geschehen, wenn die Schweizer länger das harte und ungerechte Joch geduldet hätten? Gerade dadurch hätte die harte und ungerechte Herrschaft einen Schein der Rechtmäßigkeit bekommen, und wäre durch die Dauer fester geworden. Dann wären die Söhne in der

Knechtschaft aufgewachsen, und hätten die Feigheit der Väter bejammert, durch deren Schuld die Freyheit wäre verlohren gegangen. Es ist kein Verdienst zu schweigen und zu dulden, wenn wir dadurch die Rechte unserer Nachkommen verlohren geben und ihnen einen elenden Zustand hinterlassen. Tyranney herrscht nur da, wo die Menschen feige genug sind, sie zu ertragen, und die, welche sie auf sich genommen haben, verdienen nicht Mitleid, sondern nur Tadel. So trieb dann alles unsere Altvordern an: die Sorge für die Erhaltung des ihrigen, für ihre Ehre, für ihr Leben, für den Zustand ihrer Nachkommen, alles forderte sie auf, die ungerechte Herrschaft abzutreiben und die von den Vätern ererbte Freyheit zu behaupten. Sie fühlten was ihnen gezieme, und hatten die Kraft es auszuführen.

11.

Wilhelm Tell.

Ao. 1307.

Beynahe hätte ein unerwarteter Vorfall die Verbündeten in Ury vor der Zeit zum Losbruche gereizt, wenn sie sich nicht des gegebenen Wortes erinnert hätten, still zu warten bis auf den Neujahrstag. Es stand nämlich noch zu Altdorf die Stange mit dem Hute, bey derselben ging am Sonntage den

18. Wintermonat Wilhelm Tell vorüber, ein angesehener Landmann von Bürglen, der auch im Rütli geschworen hatte; dieser entblößte sein Haupt nicht, beugte auch seine Kniee nicht vor dem Hute. Sobald dieß dem Vogte angezeigt worden, ließ er ihn herbeyhohlen und fuhr ihn zornig an, warum er sein Gebot also schnöd verachte? Tell entschuldigte sich, es sey aus Unachtsamkeit geschehen, er möchte ihm dieß als einem unerfahrnen Landmanne zu gut halten. Damit aber begnügte sich Geßler nicht, sondern ließ Tells Kinder herbringen, und fragte ihn dann: Tell, welches ist dir unter deinen Kindern das liebste? Herr, sie sind mir alle gleich lieb, antwortete Tell. Wohlan, sprach Geßler, du bist ein so berühmter Schütze, du mußt mir nun deine Kunst beweisen, und einem deiner Kinder einen Apfel vom Kopfe schiessen; aber gieb Acht, denn wenn du den Apfel nicht auf den ersten Schuß trifst, so kostet es dich das Leben. Tell bat inständig, der Vogt möge ihm jede Strafe auflegen, nur sey es dem Vater unmöglich an seinem geliebten Kinde ein solches Wagstück zu versuchen. Doch diese Weigerung machte den Geßler nur zorniger und er drohte, wenn Tell es nicht alsobald thue, so wolle er ihn samt dem Söhnchen tödten lassen. Also bereitete sich der Vater zu dem gefährlichen Schusse. Der Knabe wird an die auf dem Markte stehende Linde gebunden, damit er sich nicht rege, der Apfel wird ihm aufgesetzt, die Entfernung abgemessen, eine grosse Menge Volks ist gegenwärtig, um das nie erlebte Schauspiel zu sehen;

noch einmal hebt der Vater einen bittenden Blick zum Vogt, der unerbittlich und stolz auf ihn niederschaut; da für den geängstigten Tell hier keine Hülfe ist, so befiehlt er seine Sache dem über alles waltenden Gott, zielt, drückt los und plötzlich richten sich aller Augen voll banger Erwartung zum Knaben. Der getroffene Apfel fällt herunter, die Leute athmen wieder frey, der losgebundene Knabe eilt mit dem Apfel dem Vater entgegen, freudiges Zurufen ertönt von allen Seiten. Aber plötzlich stört Geßlers rauhe Stimme den Jubel; wozu der andere Pfeil, den du da noch in deinem Wamms stecken hast? so ruft er den Tell an. Herr, erwiederte dieser, das ist so Schützen Art, mit Geschoß wohl versehen zu seyn. — Sage mir die Sache offen und frey, sprach Geßler, und es soll dir weder am Leibe noch am Leben etwas geschehen. Da antwortete Tell: nun ja, wenn der erste Pfeil mein unschuldiges Kind verletzt hätte, so sollte der zweyte dafür den harten Vogt treffen. — Trotziger Rebell, rief der erzürnte Geßler, am Leben soll dir zwar nichts geschehen, dafür habe ich mein Wort gegeben, aber an einen Ort will ich dich verwahren, wo du weder Sonne noch Mond sehen wirst, und wo dir die Lust vergehen soll, deinen Herrn zu erschiessen.

Hierauf ließ er ihn binden und nach Flüelen an den See schleppen, um ihn ins Burgverließ nach Küßnacht zu führen. Der gebundene Tell wurde in das Hintertheil des Schiffes gelegt, sein Schießzeug neben ihn, der Vogt und seine Begleiter stiegen ein.

Sie waren nicht lange gefahren, so verfinsterte sich der Himmel, und ein fürchterlicher Sturm erhob sich; wie es auf dem von hohen Gebürgen eingeschlossenen Waldstädter-See oft zu geschehen pflegt, daß unvermuthet Gewitterwolken an den Bergen daher ziehen und ein brausender Sturmwind aus den Thälern hervorstürzt. Die Gewalt des Sturmes nahm zu, und wurde so groß, daß die Schiffer des Fahrzeugs nicht mehr mächtig waren und sich für verlohren achteten, wenn nicht etwa Tell, als ein starker und erfahrner Steuermann, ihnen helfen könnte. Da befahl der erschrockene Vogt, den Tell loszubinden, dieser ergriff mit kräftiger Hand das Steuerruder, lenkte das Schiff durch die brüllenden Wellen hindurch gegen einen Ort, wo unten am Felsen ein ebener Platz war. Als das Schiff ziemlich nahe dabey war, ergriff Tell plötzlich seine neben ihm liegende Armbrust, und sprang aus dem Schiffe auf die hervorstehende Felsenplatte, indem er das Fahrzeug mit dem Fusse zurückstieß, eilte in das Gesträuch, das sich durch eine Schlucht am Berge hinaufzog, und kletterte da aufwärts, bis er die Höhe des Berges erreichte.

Ehe sich die erstaunten Schiffer des Steuerruders wieder bemächtigt hatten, war das Schiff schon beträchtlich weit vom Ufer weggetrieben; nachdem sie einige Stunden mit den Wellen gekämpft, gelangten sie endlich nach Brunnen. Der Vogt wollte sich dem stürmischen See nicht länger anvertrauen, sondern beschloß von hier aus zu Pferde nach Küßnacht zu

gehen. Tell hatte von dem Berge dem Treiben des Schiffes zugesehen, hatte bemerkt, wie es endlich sich dem Ufer bey Brunnen näherte, und vermuthete wohl, was nun des Vogts Vorhaben sey. Er eilte voraus, und wo der Weg von dem Dorfe Immensee nach Küßnacht führt, versteckte er sich an einem Orte, das wegen seiner Beschaffenheit die hohle Gasse heißt, und als Geßler mit seinen Leuten daher geritten kam, mit einem Herzen voll Rache und böser Anschläge, nicht nur gegen Tell, sondern auch gegen seine Landsleute, da flog ein Pfeil von Tells Armbrust in des Vogts Herz und endete sein Leben. Tell aber floh auf den ihm wohlbekannten Wegen davon und hielt sich im Gebürge verborgen.

Zu welcher Grausamkeit führt doch Uebermuth und Verachtung unserer Mitmenschen! Geßler konnte einem Vater befehlen gegen sein Kind zu zielen, mit der augenscheinlichsten Gefahr es zu tödten, oder auf die schrecklichste Art zu verletzen.

Tell hätte gern sein eigenes Leben hingegeben, wenn ihm der Vogt den Schuß erlassen hätte; Kinder sind den Eltern das liebste auf Erden.

Geßler ließ den Tell nicht tödten, weil er ihm das Wort dafür gegeben hatte, aber er wollte ihn in einem scheußlichen Gefängnisse umkommen lassen, als ob es nicht das gleiche wäre. Mit seinem Versprechen muß man kein Spiel treiben, man muß es nicht bloß dem Buchstaben nach halten, sondern im ganzen Sinne.

Empfiehl deine Unternehmungen Gott, er erhört dein Gebet, wenn du die Kräfte redlich brauchst; er stuhnd dem bedrängten Tell bey, als sonst keine Hülfe mehr war.

Der trotzige und hochmüthige Geßler, der die Menschen vor ihm zittern machen wollte, zitterte vor dem Sturme; Gott ist doch Herr über alle, wie schnell kann er die Anschläge derer zerstören, die meinen, nichts könne ihnen widerstehen.

Es war nicht bloß um sich zu rächen, daß Tell den Geßler tödtete, sondern er fürchtete, der Grausame werde nun seine unschuldige Frau und seine Kinder es entgelten lassen, daß der Vater entflohen sey, wie Landenberg es dem alten Heinrich an der Halden gemacht; dem wollte er zuvorkommen.

12.

Die tyrannischen Vögte werden vertrieben.

Ao. 1308.

Als die Verbündeten vernommen hatten, wie Geßler vom Tell erschossen worden, befürchteten sie, die Wachsamkeit Landenbergs und der Burgvögte möchte dadurch geschärft, und ihre Gewalt durch Anwerbung neuer Söldner bevestiget werden, daher hielten sie

wieder eine nächtliche Zusammenkunft im Rütli, um sich zu berathschlagen, ob man nicht alsobald angreifen sollte. Allein den Unterwaldnern war unmöglich vor dem Neujahrstage sich der Veste Sarnen zu bemächtigen, also blieb es bey der ersten Verabredung.

Das Jahr 1307 endigte sich, der erste Tag des folgenden brach an. Noch während der Nacht, die diesem wichtigen Tage vorging, bemeisterten sich die Unterwaldner des Schlosses Rotzberg. Es hatte nämlich einer der Verbündeten Bekanntschaft mit einer Magd im Schlosse, und verabredete mit ihr, daß sie ihn Nachts an einem Seile zu sich hinaufziehen sollte, damit sie sich über ihre Verheyrathung ungestört besprechen könnten. Als die Nacht da war, nahte er sich mit 20 seiner Genossen der Burg, er stellte sich unten an die Mauer, die andern versteckten sich. Die Magd band das Seil an eine Fenstersäule, und ließ es herunter, ihr Bekannter zog sich daran herauf, und ging mit ihr in ihre Kammer. Unterdessen wanden sich die 20, einer nach dem andern, an dem Seile hinauf, nahmen den Burgvogt mit seinem Hausgesinde und Burgknechten gefangen, und erwarteten in der Sille den Tag.

Zu Sarnen begegneten dem Landenberg, der früh Morgens von der Burg herunter in die Kirche ging, 20 Landleute mit Kälbern, Ziegen, Hühnern und vielerley andern Geschenken, die sie nach des Vogts Verordnung ihm zum neuen Jahre bringen wollten. Erfreut über diese Gaben hieß er sie hinauf

gehen, um seinen Leuten die Sachen zu übergeben; da sie aber in die Burg gekommen waren, nahm jeder plötzlich ein in seinem Busen verstecktes Spießeisen hervor, und steckte es auf den dazu eingerichteten Stock: so bewaffnet bemächtigten sie sich des Thores und gaben mit einem Horne ein Zeichen, schnell eilten noch 30 Mitverbündete, die im nahen Gehölze versteckt gewesen waren, die Burg hinan, und halfen den andern sie besetzen. So waren die beyden festen Schlösser Rotzberg und Sarnen in den Händen der Unterwaldner, welche dieselben zerbrachen, zum Denkmahle, daß die Schweizer hinfort ungerechte Gewalt nimmer dulden werden. Als Landenberg von allen Alpen die Hörner ertönen hörte und den allgemeinen Aufstand des Volkes sah, wollte er entfliehen, er wurde eingeholt, mit allen den Seinigen auf die Grenze geführt und mußte da schwören, das Land nie wieder zu betreten.

In Uri war das angefangene Schloß Zwing-Uri gleich bey Anbruch des Tages von den Landleuten eingenommen und zerstört worden. In Schwyz zogen sie unter Stauffachers Anführung an den Lowerzer-See und zerstörten die Burg Schwanau. Die Habsburgischen Söldner, die an beyden Orten gefunden wurden, führte man an die Grenze und ließ sie ebenfalls Urfehde *) schwören. So war an diesem Tage die fremde, ungerechte Gewalt glücklich vertrieben

*) Urfehde heißt der Schwur, das Land nie wieder zu betreten.

trieben worden, alles freute sich der wiedererlangten Freyheit; aber von allen Gütern und Rechten, die das Haus Habsburg in den 3 Ländern besaß, wurde ihm auch nicht das mindeste genommen, und kein Tropfen Blutes wurde bey dieser Unternehmung vergossen.

Wie schön zeigte sich der biedere, edle Sinn der alten Schweizer bey der Wiedererwerbung ihrer Freyheit. Ihre wohlhergebrachten Rechte wollten sie behaupten, aber keine Rache üben. Die Vögte wurden auf die Grenze geführt, und mußten schwören den Boden der Freyheit nicht mehr zu betreten, aber ihrer Person wurde nicht das mindeste Leid zugefügt; es rächte nicht einmal Arnold aus dem Melchthale an dem Landenberg die gegen seinen Vater verübte Unmenschlichkeit, so daß es offenbar wurde, daß, wenn Wolfenschieß von dem schwerbeleidigten Baumgarten erschlagen, und Geßler von dem aufs äusserste gebrachten Wilhelm Tell erschossen worden, dieß nicht eine Verabredung gewesen sey, sondern eine gedrungene Nothwehr. So floß an diesem grossen Tage kein Tropfen Blut, jeder unterdrückte das Andenken an so manche erlittene Schmach, an so manches Unrecht, und opferte seine Leidenschaften dem Vaterlande.

Wenn wir auch von der Geschichte weiter nichts wüßten, so müßte uns schon allein diese Mäßigung, dieses großmüthige, edle Verfahren der wackern Män-

ner von der Gerechtigkeit ihrer Sache überzeugen. So handelt der, welcher seines Rechtes sich bewußt ist, er bleibt fest dabey, und überschreitet es nicht.

Eben so sehr muß man die Uneigennützigkeit der biedern Väter bewundern. Es hätte vielleicht vielen Menschen natürlich geschienen, wenn sie jetzt die Habsburgischen Güter und Rechte zurückbehalten hätten, um sich einigermassen für alles das, was sie erlitten, zu entschädigen, allein auch nicht das mindeste davon rissen sie an sich, niemand dachte daran zu plündern, oder bey dieser Veränderung sonst etwas unrechtmäßig an sich zu bringen. Sie wollten ihre gerechte Sache durch keinen Flecken verunreinigen. Man soll sich fremdes Eigenthum unter keinem Vorwande zueignen. Alle Güter, welche die Grafen von Habsburg in den Waldstädten besassen, blieben ihnen, und sie konnten dieselben verkaufen; wenn jemand ihnen Zinse oder Abgaben schuldig war, oder ihnen sonst Dienste zu leisten hatte, der leistete das alles wie vorher, oder kaufte sich davon los. Das heißt ehrlich seyn, aber Gott segnete darum auch das Unternehmen dieser braven Schweizer.

13.

Die Kraft des Vaterlandes.

Ao. 1315.

Im Wintermonat des Jahrs 1315 hatte Herzog Leopold von Oestreich ein starkes Heer an den Grenzen der Waldstädte versammelt, um in die drey Länder einzufallen, sie zu bezwingen und dem Hause Oestreich auf immer zu unterwerfen.

Es waren eben damals aus dem Lande Schwyz 50 Männer wegen Schulden oder Streitigkeiten verbannt, und lebten in der benachbarten Gegend. Als diese hörten, wie das Vaterland von schwerem Kriege bedrohet sey, regte sich die Liebe zu demselben so stark in ihnen, daß sie bey ihren Mitbürgern anfragen liessen, ob man ihnen nicht die Rückkehr ins Land gestatten wolle, sie werden dafür im Streite die vordersten seyn, und Leib und Leben daran setzen. Aber den Schwyzern schien es nicht geziemend, um der Gefahr willen die Gesetze zu brechen, daher wollten sie die Verwiesenen nicht inner der Landesgrenze aufnehmen. Diese aber, die bey der Gefahr der vaterländischen Freyheit nicht müßig seyn wollten, legten sich ausserhalb der Landmark auf eine Anhöhe, an welcher unten vorbey der Weg ging, den die Feinde, wie man hörte, ziehen wollten. Hier sam-

melten sie die ganze Nacht Baumstämme, Felsklumpen und Steine.

Am frühen Morgen, den 15ten Wintermonat, kam Leopold mit seinem Heere angezogen, voraus die geharnischte Reuterey, hinter ihr das Fußvolk, zusammen 9000 Mann. Der Weg lief zwischen der Anhöhe und dem Egeri-See hin, und fing an rauh und eng zu werden, kaum konnten 2 oder 3 Pferde nebeneinander gehen, da wälzten die 50 Mann ihre gesammelten Felsklumpen und Baumklötze den Berg hinunter auf die vorbeyziehenden Feinde, und schleuderten zugleich mit kräftiger Hand die kleinern Steine unter sie. Fürchterlich war das Verderben und die Verwirrung, welche unter der feindlichen Reuterey angerichtet wurden, Roß und Mann wurden in einem Augenblicke zerschmettert, viele Pferde wurden scheu, wendeten sich um, und stürzten unter das Fußvolk. Zu gleicher Zeit kamen 1300 Eidgenossen, die auf der Grenze des Landes Schwyz den Feind hatten erwarten wollen, den Berg herabgelaufen, drangen mit fürchterlichem Geschrey in die erschrockenen Feinde, schlugen mit ihren Hellbarten nieder, was sich wiedersetzte, und trieben die Reuterey zurück unter das Fußvolk. Die Verwirrung unter des Herzogs Leuten wurde vollkommen, die Niederlage schrecklich, viele stürzten sich, um zu entrinnen, in den Egeri-See, und fanden ihren Tod im Wasser. In anderthalb Stunden waren die Eidgenossen des Schlachtfeldes völlig Meister. Unter den vielen Feinden, die auf dem Platze blieben, waren auch jener Landenberg, der

gewalthätige Vogt von Sarnen und zwey Geßler. Der Ort, wo diese merkwürdige Schlacht geschah, heißt wegen der sumpfigen Gegend Morgarten. Die 50 Verbannten wurden nachher wegen ihrer bewiesenen Vaterlandsliebe begnadigt.

Im Vaterlande, unter den unsrigen, auf dem Boden, wo die Väter wohnten, an den Oertern, wo wir die Kindheit verlebten, ist's immer angenehm, und erst der fühlt es recht, der davon vertrieben ist.

Schön ist es, wenn auch der noch das Vaterland liebt, welcher von demselben gestraft worden ist; aber eine gemeine Seele, ein rachsüchtiges Herz würde der zeigen, welcher es darum hassen wollte.

Gerechte Gesetze können deswegen nicht abgeändert werden, weil es dem Lande für einen Augenblick nützlich scheint; Gesetze müssen ihr Ansehen behalten, und Recht muß Recht bleiben.

Begangene Fehler kann man am beßten durch edle Thaten wieder vergessen machen, und sich Vergebung erwerben.

14.

Die Belagerung von Solothurn.

Ao. 1318.

Als Ludwig von Bayern und Friedrich von Oestreich mit einander um die deutsche Königswürde stritten, hielt es die Stadt Solothurn mit dem bayerischen Ludwig; deswegen zog Friedrichs Bruder Leopold, eben der welcher durch die Niederlage bey Morgarten bekannt geworden, im Jahre 1318 mit einem starken Heere vor Solothurn. Die Berner schickten der bedrängten Stadt, mit welcher sie immer in gutem, nachbarlichem Vernehmen gelebt, 400 Mann zu Hülfe. Standhaft wehrte sich die vereinigte Besatzung, zehn Wochen lang dauerte bereits die Belagerung. Leopold hatte, um der Stadt von beyden Seiten beykommen zu können, oberhalb derselben eine Brücke über die Aar gemacht. Durch starke Wolkengüsse angeschwellt, stieg jetzt die Aar zu einer ungewohnten Höhe, wüthete fürchterlich, und drohete die Brücke wegzureissen. Leopold befahl, sie mit allen Steinen, die man in der Eile herbeyschaffen konnte, zu beschweren, als aber das Toben des Stromes immer ärger wurde, ließ er seine Leute auf die Brücke marschiren, soviel als ihrer Platz darauf hatten, um sie durch dieses Gewicht noch mehr zu befestigen. Alles vergebens, die Brücke wurde weggerissen, die Leute stürzten ins Wasser, viele ertranken; viele erhielten sich schwimmend über dem Was-

ser, und wurden so vom Strome gegen die Stadt getragen. Sobald die Solothurner dieß grosse Unglück sahen, eilten sie ans Wasser, zu retten, wen sie könnten, mit Stangen und mit Stricken, sprangen in die Kähne, thaten überall ihr Beßtes. So gelang es ihnen eine beträchtliche Anzahl dieser Unglücklichen vom Tode zu retten. Sie wärmten und pflegten sie, und schickten sie dann dem Herzoge wieder in sein Lager. Leopold erstaunt, gerührt über solchen Edelmuth, hob die Belagerung auf, und ritt nach Bern, um in der mit Solothurn befreundeten Stadt den Frieden abzuschliessen.

Wir achten und lieben jeden Menschen, der dem andern in grossen Gefahren beysteht, der ihn von der Todesnoth errettet; aber doppelt schön finden wir es, wenn einer seinem Feinde Böses mit Gutem vergiltet. Das ist wahrer Edelmuth. So bewegen wir selbst unsere Feinde, ihre Feindschaft zu vergessen.

15.

Laupenschlacht.

Ao. 1339.

Freudig blühete das von Herzog Berchtold gestiftete Bern auf; die Weisheit der Vorsteher, der Muth der Bürgerschaft, ihr festes Zusammenhalten und die

grosse Liebe zum Vaterlande, machten die Stadt bald angesehen, und verschaften ihr ringsherum Besitzungen und Rechte. Viele der benachbarten Edelleute wurden Bürger der neuen Stadt, viele Landleute und Handwerker zogen dem Orte zu, der ihnen Ruhe und Sicherheit gegen ungerechte Bedrückungen gab, und vermehrten die Bevölkerung. Die reichern Bürger legten Geld zusammen, um das Gebiet und die Macht der Stadt durch Ankauf von Gütern und Rechten zu vergrössern, mit den friedlich gesinnten Nachbarn wurden Bündnisse geschlossen, die unruhigen, welche die Stadt anfeindeten, und die Bürgerschaft beschädigten, wurden bekriegt, ihre Zufluchtsörter zerstört, und ihre Güter nach Kriegsrecht in Besitz genommen. So ward Bern mehr und mehr mächtig und geachtet.

Aber das sahen ungern die grossen Grafen und Freyherren, welche in diesem Theile der Schweiz wohnten. Vorher war niemand da, der ihrer Gewalt Schranken gesetzt hätte. Denn der Kaiser, dem die Handhabung der Ordnung und Sicherheit im Lande zustand, war zu weit entfernt, und meist mit schweren Kriegen und andern Dingen beschäftigt. Es thaten daher die Grossen im Lande, was ihnen gut dünkte; der kleinere Adel mußte sich nach ihrem Willen bequemen, und zu ihnen halten, wenn er nicht das Seinige verlieren wollte. Jetzt aber nahm mancher der Schwächern und Unterdrückten seine Zuflucht zu Bern, ward da Bürger, und konnte sicher darauf rechnen, daß seine Mitbürger ihn gegen alle

Angriffe seiner Person und seines Eigenthums standhaft schützen werden. Darüber hatten sich die Grafen und Freyherren schon oft geärgert, und bey ihren Zusammenkünften über Berns zunehmende Macht heftig geeifert. Bald suchte der eine, bald der andere, durch mancherley Beleidigungen und Angriffe seinen Haß gegen die Stadt zu befriedigen, was aber meistens zu grossem Schaden der Urheber endigte.

Endlich veranstalteten sie im Jahre 1336 bey einem von Berns heftigsten Feinden, dem Grafen von Nydau eine allgemeine Zusammenkunft, auf welcher sich die Grafen von Neuenburg, Graf Gerhard von Vallendys, Graf Eberhard von Kyburg, Graf Peter von Greyers, die Abgesandten des Kaisers, des Herzogs von Oestreich und der Stadt Freyburg einfanden. Alle führten bittere Klagen gegen Bern, und es ward beschlossen: nicht mehr in einzelnen Fehden gegen die Unternehmungen der Berner zu kämpfen, sondern mit gemeinsamer Macht sie zu bekriegen, und nicht zu ruhen, bis ihre Stadt zerstört, und ihr Gemeinwesen vertilgt sey. Auf diesen Anschlag schwuren sie alle, gaben dem Grafen von Vallendys, der kaiserlicher Statthalter in diesen Gegenden war, die Vollmacht, alle Anstalten zu machen, und den Grafen Rudolf von Nydau wählten sie zum obersten Feldhauptmann.

Es waren diese Feinde mächtig genug, ihre Drohungen zu erfüllen, denn sie geboten beynahe über den ganzen westlichen Theil der Schweiz. Daher

war jedermann, der solches vernahm, voll Erwartung, viele in banger Furcht, wie eine einzige Stadt gegen solche Uebermacht im Kampfe bestehen würde.

Als die Kunde dieser Sache nach Bern gekommen, wurde beschlossen: „billigen Forderungen Gehör zu geben, ungerechte Ansuchen zu versagen, „und Gewalt mit Gewalt abzutreiben."

Bald offenbarte sich ringsherum die Verschwörung der Herren durch mancherley Thätlichkeiten, Berns Bürger wurden überall beleidigt und beschädigt, aller Handel und Wandel gegen die Stadt wurde gesperrt, um sie vorläufig durch Hunger und Mangel zu schwächen. Die Berner aber blieben bey diesen Angriffen nicht unthätig, sondern zogen bald auf diese, bald auf jene Seite aus, züchtigten ihre Feinde, zerstörten manche Burg, und kehrten mit Beute beladen nach Hause.

So kam unter allerley kleinem Kriege das Jahr 1339 heran, die Zurüstungen der verbündeten Herren wurden ernsthafter, sie mahnten ihre Verwandte, Freunde und Kriegsgenossen in Schwaben, Elsaß, Hochburgund und Savoyen auf. Bern schlug zu friedlicher Ausgleichung des Zwiespaltes eine Zusammenkunft vor, sie wurde im Schlosse zu Burgdorf beym Grafen von Kyburg gehalten. Die Herren forderten mancherley meist ungegründete Dinge, woraus mehr ihr Haß und Neid, als eine gerechte Sache hervorleuchtete. Was unter diesen Forderungen bloß Geldsachen betraf, oder sonst ohne Schimpf gewährt

werden konnte, das bewilligten die Berner; was aber der Ehre der Stadt zuwider war, das verweigerten sie standhaft. Die Herren waren über diese nicht erwartete Nachgiebigkeit erstaunt, legten sie aber als ein Zeichen der Furcht aus, und forderten trotzig die allgemeine Annahme aller Begehren, worauf sich dann die Zusammenkunft fruchtlos zerschlug. Eben so unwirksam war der Versuch der Berner, die benachbarte Stadt Freyburg zu friedlichem Vergleiche zu bringen. Freyburg war ganz dem Adel ergeben, und gab friedlichen Vorstellungen kein Gehör.

Unterdessen sammelte sich von nah und von fern, wer zur Zerstörung Berns mitziehen wollte, vorzüglich wimmelte es in Freyburg von allerley Kriegsvolke. Es verbreitete sich das Gerücht, die Feinde werden von da aus zuerst auf Laupen ziehen, und mit Erstürmung dieses Ortes den grossen Streit beginnen. Als dieß der bernerische Vogt zu Laupen, Anton von Blankenburg, erfuhr, rief er die streitbaren Männer seines Amtes zusammen, an der Zahl 200, stellte ihnen die Gefahr vor, und schwur mit ihnen den Ort aufs äusserste zu vertheidigen. Dann berichtete er die Sache nach Bern, und bat um unverzügliche Verstärkung. Der Schultheiß Johann von Bubenberg berief den Rath und die angesehenen Bürger zusammen, und trug ihnen die Sache vor; alle schwuren: „Für die Behauptung der Stadt Laupen Gut und Leben aufzuopfern"; und es wurde beschlossen: „wo von einer Familie zwey Brüder „wären, deren einer sollte nach Laupen ziehen";

hierdurch gedachte man die Zurückbleibenden desto mehr zum Entsatze von Laupen zu entflammen, wenn die Zeit dazu kommen würde. In kurzem waren 400 Mann gerüstet, und zogen unter Anführung von des Schultheissen Sohn hinüber nach Laupen, wo sie gleich den andern schwuren, den Ort bis auf den letzten Mann zu vertheidigen, auf daß jedermann sehe, wozu Berns Bürger entschlossen seyen.

Bald erschienen die feindlichen Haufen vor Laupen, ihre Anzahl mehrte sich von Tag zu Tag, so daß in kurzem 15000 Mann zu Fuß und 3000 zu Pferde vor dem kleinen Städtchen lagen, unter ihnen befanden sich 1200 geharnischte Ritter, davon 700 mit gekrönten Helmen. Mit Ungestüm wurde von diesem Heere die Belagerung Laupens betrieben, die Mauern wurden mit Sturmböcken erschüttert, und durch Maschinen, welche man Blyden nannte, gewaltige Steinstücke in die Stadt geworfen. Aber die Besatzung hielt mit standhaftem Muthe aus, zerbrach den Feinden manches Geräth und schlug manchen Sturm ab; doch war zu fürchten, sie möchte dem übermäßigen Drange nicht lange mehr widerstehen.

In Bern rüstete man sich eifrig zum Entsatze des belagerten Städtchens. Es ward auch der Alt-Schultheiß von Kramburg in die Waldstädte gesandt, zu versuchen, ob diese Freunde gerechter Freyheit, mit welchen Bern von altem her in Verbindung gestanden, sich bewegen liessen, dieser Stadt in ihrem

schweren Kampfe beyzustehen. Schnell kam er über den Brünig nach Unterwalden, und trug dem vom Landammann versammelten Volke mit weisen und kräftigen Worten sein Anliegen vor; da ward ihm die biedere Antwort gegeben: „Lieber Herr von „Kramburg, gute Freunde zeigen sich in der Noth, „gehet nach Bern, und saget euern Mitbürgern, das „Volk in den Waldstädten wolle ihnen zeigen, wie „es denkt." Mit dieser erfreulichen Nachricht eilte der Herr von Kramburg zurück; die Unterwaldner aber sandten Boten über den See nach Schwyz und Ury, um diese Bundesgenossen zum schleunigen Zuzug aufzumahnen. Es sammelten sich ungesäumt aus jedem der drey Orte 300 Mann, und zogen über den Brünig nach Bern.

Zu Bern war unterdessen Johann von Savoy angelangt, gesandt von seinem Vater, um wo möglich Friede zwischen dem Adel und der Stadt zu vermitteln. Er ermahnte, daß man doch die Forderungen des Adels erfüllen sollte, weil sonst die Feinde geschworen hätten, die Geschlechter und Namen der Berner gänzlich zu vertilgen. Aber es ward ihm geantwortet: „Die Berner hätten schon zu viel nach„gegeben, die Feinde seyen dadurch nur trotziger ge„worden; was Recht sey, dazu würde man sie im„mer bereit finden, aber vom Rechte wollten sie „nicht weichen, ihr Entschluß sey genommen."

Noch war man in Bern ungewiß, wen man dem sich versammelnden Kriegshaufen zum Feld-

hauptmann geben wolle. Da ritt eben Rudolf von Erlach mit seinen Dienstleuten gerüstet in die Stadt, um das bernersche Volk zu verstärken. Er war sonst in Diensten des Grafen von Nydau, hatte sich aber gleich beym Ausbruche des Krieges bey demselben beurlaubt, um zu seinen Mitbürgern zu ziehen. Der Graf entließ ihn mit den Worten: „Er „möchte nur gehen, ein Mann werde ja den Aus„schlag nicht geben"; worauf Erlach erwiederte: „Wenn ihn schon der Graf nur für einen Mann „achte, so werde er doch zeigen, was auch ein ein„ziger Mann zu thun im Stande sey." Als die Berner den Ritter von Erlach erblickten, erinnerten sie sich, wie vor ein und vierzig Jahren sein Vater Ulrich sie zum Siege am Donnerbühel angeführt, und machten ihn durch allgemeinen Zuruf zu ihrem Feldherrn. Dessen weigerte sich anfangs Rudolf, als sie ihm aber schwuren, in allem gehorsam zu seyn ohne Widerrede, so ward er ihr Anführer.

Jetzt langten die 900 Mann aus den Waldstädten zu Mury an, es wurden sogleich aus der Stadt Abgeordnete zu ihnen geschickt, um zu fragen: „wann „und wie sie zu schlagen gedächten?" — „Sobald „wie möglich und bis auf den letzten Blutstropfen"; war ihre Antwort. Dieß zu vernehmen, war dem Feldhauptmann desto lieber, weil von Solothurn Bothschaft gekommen war, es ziehe der Oestreichische Vogt von Aargau mit 4000 Mann das Land herauf, um sich mit dem Heere vor Laupen zu vereinigen, wenn man etwas wichtiges vorhabe, so sollte

man es thun, ehe diese Verstärkung bey den Feinden angelangt wäre. Daher gab der Berner Anführer um Mitternacht das Zeichen zum Aufbruche. Da zogen die Männer aus den Waldstädten durch die Stadt, ihnen folgten 300 aus dem Haslithal, und der Freyherr von Weissenburg mit 300 Siebenthalern, hierauf 80 geharnischte Reuter von Solothurn und 4000 Bürger und Ausbürger von Bern, alle zusammen gegen 6000 Mann. Um Mittagszeit langte das Heer auf dem Bramberg, einem Hügel, an, von welchem man das in der Ebene ausgebreitete feindliche Lager sah; ein freudiges Getümmel tönte aus demselben entgegen, denn die Ritter vergnügten sich mit Wettrennen und allerley Spiel, und ihr Volk zechte und lärmte.

Als die Feinde die Berner aus dem Walde hervortreten sahen, sprengten viele heran, theils um sie zu betrachten, theils um sie auszuhöhnen. So rief ihnen der Fryburger Schultheiß von Maggenberg zu: „Sie hätten verkleidete Weiber unter sich"; worauf der Berner Cuno von Ringgenberg entgegnete: „Ihr werdet es heute erfahren, ob ihr mit „Weibern zu thun habt." Die Herren waren so ungeduldig, und achteten die Berner so gering, daß sie riefen: „Noch heute soll dieses Häuflein Bauern „an unsern Spiessen stecken"; und wer diesen Uebermuth tadelte, wurde als furchtsam verspottet; denn als der Fryburger Pannerträger, Fülistorf, meynte: „Man solle die Feinde unbeschimpft lassen bis zum „Streite"; so tönte es ihm gleich entgegen: „Füli-

„storf geh nach Hause zu den Weibern, wenn du „dich fürchtest"; worauf er, seiner Furchtlosigkeit bewußt, antwortete: „Meiner Stadt Panner werde „ich aufrecht halten bis ich falle, eueres Trotzes wer„det ihr nicht froh werden."

Erlach ordnete unterdessen seine Leute zur Schlacht. Die Waldstädte hatten den Kampf gegen die Reuterey, als den schwereren für sich begehrt, und obschon Erlach meinte, es schicke sich, daß die Berner den schwereren Theil auf sich nehmen, so willfahrte er doch den Freunden in ihrem ernstlichen Wunsche, stellte sie samt den achtzig Reutern von Solothurn auf den linken Flügel, die übrigen zu sich auf den rechten, und gab nach 3 Uhr das Zeichen zur Schlacht. Da stürzten alle mit fürchterlichem Geschrey den Hügel herab gegen die Feinde, warfen mit kräftiger Faust jeder die 3 Steine, die er mit sich trug, in die feindlichen Haufen, wandten sich dann nach ihres Feldhauptmanns Befehl um, und zogen sich schnell wieder auf den Hügel, um auf der Höhe des Feindes Herandringen zu erwarten. Dieß Umwenden hielten die Hintersten für eine Flucht, und wichen rückwärts in den Wald. Als dieß dem Feldhauptmann angezeigt wurde, rief er aus: „Jetzt Freunde „ist der Sieg unser, die Furchtsamen sind von uns!" wodurch er seine Tapfern noch mehr anfeuerte. Sobald die in dem Walde ihren Irrthum bemerkten, eilten sie wieder zu den ihrigen hervor, nur wenige blieben zurück, und diesen blieb lebenslänglich der Schimpfnahme, die Förster.

Heftig

Heftig war nun der Kampf; Erlach drang mit dem Panner in der Hand unter die feindlichen Haufen, ihm nach die andern, keiner wollte der letzte seyn. Mit unwiderstehlicher Gewalt zerrissen sie die feindliche Ordnung, und machten rings um sich eine entsetzliche Niederlage. Da fiel Maggenberg, der die Berner gehöhnt hatte, da fiel der tapfere Fülistorf, mit 14 seiner Verwandten, da fielen die tapfersten vom feindlichen Fußvolke, die sich dem Durchbruche der Berner gewaltsam entgegenstemmten. Als nun alle Ordnung gebrochen war, und die beßten bereits zu Boden lagen, da flohen die übrigen auseinander mit Wegwerfung ihrer Waffen, in der Schnelligkeit der Füsse ihr Heil suchend; doch wurden, wie auf der Flucht zu geschehen pflegt, eine grosse Zahl derselben niedergemacht. Härter und länger unentschieden war der Kampf, den die Waldstädte mit der Reuterey zu bestehen hatten. Fast ganz umgeben von der Ritter geharnischten Menge, hatten die wackern Männer den gewaltigen Angriffen unzertrennlich widerstanden. Als sie nun merkten, daß die Berner dem Fußvolke Meister geworden, hoben sie einen der ihrigen auf den Spiessen in die Höhe, mit starker Stimme rief er den Bernern zu: „Biderbe Berner, kehret euch zu uns!" Eilig fiel ein Theil der Berner den Rittern in die Seite, dieß entschied. Gebrochen ward die Ordnung der Feinde, die einer stählernen Mauer glich, Verwirrung riß ein, unter den gewaltigen Streichen der schweizerischen Hellbarten fielen mit schrecklichem Gerassel Roß und Reiter.

Da wurde Graf Rudolf von Nydau erschlagen, da fand Johann von Savoy den Tod, es sanken viel andere Grafen und Herren. Als einer der Ritter, Freyherr von Blumenberg, der sein Leben durch die Flucht wohl hätte retten können, hörte: wie viele vom Adel umgekommen seyen, sagte er: „Da sey „Gott vor, daß Blumenberg lebe, nach dem Tode „solcher Männer!" sprengte in den dichtesten Haufen der Schweizer, und ward erschlagen. Nicht so edel dachte Graf Peter von Aarberg, sobald er sah, daß der Sieg sich für die Berner entscheide, floh er mit allem Gepäcke des Adels nach Aarberg, und behielt nachher diese Güter für sich.

Als auf dem Schlachtfelde kein Widerstand mehr war, zogen die Schweizer dem Städtchen Lanpen zu. Groß war die Freude der Besatzung, wie sie die Panner der ihrigen erblickte, wie sie einander näher kamen, und Väter, Söhne und Brüder sich erkannten und umarmten. Vom Städtchen zog das Heer wieder auf das Schlachtfeld, um nach damaliger Sitte die Nacht auf der Wahlstatt zuzubringen. Dort fiel das ganze Heer auf die Kniee, und dankte Gott für den verliehenen Sieg. Dann belobte Erlach die Tapferkeit der seinigen, und dankte den treuen Helfern, die der Stadt Bern in ihrer Noth beygestanden waren.

Man zählte auf dem Kampfplatze an erschlagenen Feinden 5000 vom Fußvolke, 1500 von der Reuterey und 80 gekrönte Helme. Auf schweizeri-

scher Seite waren 13 aus den Waldstädten, und 22 von Bern, Oberhasli und Simmenthal getödtet worden.

Am folgenden Tage, es war der 10,000 Ritter-Tag, zogen die Schweizer glorreich nach Bern mit 27 erbeuteten Fahnen und den ausgezogenen Rüstungen der erschlagenen Feinde. Mit verdientem Lobe und grossem Jubel wurden sie in der Stadt empfangen, die eroberten Fahnen wurden zu ewigem Angedenken in die Kirche aufgehangen, und auf diesen Tag jährlich Gottesdienst zu halten verordnet.

Mehrere Tage wurden die zur Hülfe gekommenen Freunde noch in Bern bewirthet, dann mit Dank und Segenswünschen entlassen.

So endigte diese denkwürdige Kriegsbegebenheit, die im Anfange der Stadt Bern den Untergang drohete; welchen Einfluß hätte dieß auf die ganze Schweiz gehabt, der ganze westliche Theil derselben wäre in der Leibeigenschaft der grossen und kleinen Herren geblieben; die Eidgenossenschaft wäre vielleicht auf die 3 Länder und Luzern beschränkt geblieben, und selbst diesen würde es schwerer geworden seyn, ihre Freyheit gegen die wiederholten Angriffe des sie ringsumgebenden Adels zu behaupten. Für die ganze Schweiz war also der Tag bey Laupen wichtig, für Bern der wichtigste. Durch die Entschlossenheit seiner Bürger, durch ihr festes Zusammenhalten und ihre Vaterlandsliebe ward die Gefahr mit Ruhm über-

standen, das Häuflein siegte über die stolze Macht, und Bern nahm zu an Ansehen und Kraft.

Wahre Freunde zeigen sich in der Noth, als solche zeigten sich hier die Schweizer aus den Waldstädten. Ohne lange zu fragen, welche Belohnung sie dafür haben würden, ohne Zögern eilten sie, so wie es die Noth der Freunde erforderte, denselben zu Hülfe, und suchten bey dem Streite nicht etwa den weniger gefährlichen Platz, sondern machten es sich zur Ehre, gerade das schwerste auf sich zu nehmen. — O schöne Tage der Schweiz, wo der engherzige, eigennützige Sinn noch fremd war, wo nicht bey gefahrvoller Zeit jeder auszuweichen und dem andern die Last aufzubürden suchte. Der Erfolg war natürlich, indem alle sich unterstützten, gewannen alle an Ehre und Macht.

16.

Die rechtschaffenen Unterwaldner.

Ao. 1340.

Luzern und Unterwalden nid dem Walde waren im Jahre 1340 mit einander im Streite über gewisse Rechte am Bürgenberge, der im Lande Unterwalden liegt. Die Rechte, welche die Luzerner an diesem Berge ansprachen, wurden ihnen von den

Unterwaldnern verweigert. Während diesen Zwistigkeiten entstand zu Luzern ein grosser Brand. Sobald die benachbarten Unterwaldner das Feuer bemerkten, schiffte sich eine Anzahl rüstiger Männer ein, und ruderten aus allen Kräften Luzern zu, indem sie an nichts dachten, als den nothleidenden Luzernern eilende Hülfe zu leisten. Aber zu Luzern waren die Thore geschlossen, man wollte die Unterwaldner nicht gleich einlassen, weil man wegen den obwaltenden Streitigkeiten fürchtete, sie könnten Böses im Sinne haben. Also wurden die Unterwaldner gefragt: „in welcher „Meinung sie gekommen seyen? ob man sich Gutes „oder Böses von ihnen zu versehen habe?" Den guten Unterwaldnern that dieses Mißtrauen so weh, daß sie mit Thränen in den Augen antworteten: „Liebe, treue Eidgenossen! euer Leid ist unser Leid, „und wir sind gekommen euer Leib und Gut, Weib „und Kind, und was euch lieb ist, zu retten und zu „schützen, so weit unser Leben langt, und löschen zu „helfen, als wenn unsere eigenen Häuser brennten." Da wurden die Thore geöffnet, und die eifrigen, starken Unterwaldner trugen nicht wenig zu Stillung des Brandes und zu Rettung der Habseligkeiten bey.

Als hernach die Streitigkeit Schiedsrichtern übergeben worden war, und diese den Ausspruch thaten, die Rechte der Luzerner seyen wohl begründet, so liessen die Unterwaldner dieselben in dem Besitze, ohne sie weiter im mindesten zu stören.

Man muß sein Recht, wenn man es wohl begründet glaubt, vertheidigen, aber deswegen gegen den andern keine feindselige Gesinnung fassen. Oft entstehen um kleiner Streitigkeiten willen lange und heftige Feindschaften zwischen den Menschen, und sie thun einander allen möglichen Schaden, ohne daß sie dadurch in ihrem Rechte etwas gewinnen. So machten es die braven Unterwaldner nicht, sie vergassen bey der Noth ihrer Nachbaren des Streites, und halfen als edle Menschen.

Vorsicht ist gut; denen aber, die sich durch ihre Thaten als Rechtschaffene zeigten, muß man vertrauen, und ihnen nicht durch Mißtrauen wehe thun.

17.

Der treue Diener.

Ao. 1350.

Einige Vertriebene von Zürich hatten sich mit dem benachbarten Adel verschworen, den Bürgermeister Brun, sammt denjenigen, welche ihm ergeben waren, zu ermorden und alsdann eine andere Regierung einzusetzen. Der Anschlag sollte in der Nacht des 24sten Hornungs ausgeführt werden. Auf allerley Weise waren nach und nach bey 800 Soldaten in die Stadt gebracht worden, die sich verborgen hielten. Am

Abend vor der bestimmten Nacht versammelten sich die Verschwornen in einem Wirthshause, und verabredeten die Sache mit einander, bestimmten auch ein Zeichen, woran sie sich in der finstern Nacht erkennen könnten. Wer nämlich von den ihrigen sey, der sollte sagen: ich heisse Petermann.

Das alles hörte ein Beckerjunge, mit Namen Eckenwieser, der am Ofen geschlummert hatte. Sobald er unbemerkt aus der Stube herausgehen konnte, lief er zum Bürgermeister Brun, und erzählte ihm, was er gehört. Dieser schickte den Becker um Sturm zu läuten, er selbst zog geschwind den Harnisch an, und wollte dem Rathhause zu eilen. Da sprach sein Diener zu ihm: „Herr, gebet mir euern Rock, und „ziehet dafür den meinigen an! Man wird mich für „euch ansehen, und ihr könnet desto leichter entkom„men. Werde ich erschlagen, so sterbe ich willig „für euch und die gute Stadt Zürich, ich will lei„den, was Gott verordnet hat." Der Bürgermeister folgte seinem Rathe, der treue Diener ging voraus, Brun hinten drein. Als sie gegen das Rathhaus kamen, fanden sie schon viele Verschworne vor demselben versammelt. Diese hielten den daherkommenden Diener für den Bürgermeister, und erstachen ihn. Brun hingegen sprach: ich heisse Petermann! kam glücklich durch die Verschwornen hindurch aufs Rathhaus, wo er sich einschloß, und mit gewaltigem Geschrey aus den Fenstern die benachbarten Bürger aus dem Schlafe weckte. Von allen

Seiten ward Lärm, die Bürger eilten herbey und der feindliche Anschlag wurde vereitelt.

Eine solche Treue, wie Bruns Diener bewiesen, ist leider jetzt selten, denn man sieht ja so oft, wie ein Diener einen guten Herrn verläßt, und zu einem andern geht, blos um ein Paar Batzen mehr Lohn zu erhalten. Aber wie kann da Liebe zwischen dem Herrn und dem Diener entstehen, wenn dieser alle Jahre einen andern Herrn sucht, wenn er um ein wenig Geld immer feil ist. Freylich hat ein solcher herumziehender Mensch in seinem Alter dann niemanden, der sich um ihn bekümmert.

Wie schätzbar hingegen ist der Diener, welcher das Wohl seines Herrn immer nach allen seinen Kräften befördert, welcher durch sein Betragen beweist, daß er demselben treu ergeben ist; ein solcher wird dem Hause, in welchem er ist, theuer, je länger er da ist, je mehr Zutrauen faßt man zu ihm, je mehr achtet man ihn. Gebt nur Achtung, und ihr werdet sehen, daß ein Diener, der viele Jahre in einem Hause gewesen ist, nicht nur seiner Herrschaft lieb, sondern bey allen Leuten wohl angesehen ist, denn man denkt, und das mit Recht, er müsse ein rechtschaffener Mensch seyn.

Wenn schon die Hoffart und die Liebe zum Wohlleben viele Diener in unsern Tagen verderben, so hört man doch bisweilen von solchen treuen Leuten, die mit ihren Herren Noth und Mangel gelitten,

und ihnen alles tragen helfen. Für solche treue Leute fühlt man eine wahre Hochachtung, und wenn sie längst nicht mehr sind, wird ihrer noch mit Ehren gedacht. So denkt man noch jetzt, nach mehrern hundert Jahren mit Achtung und Liebe an Brun's treuen Diener.

18.

Rudolf von Erlachs Tod.

Ao. 1360.

Rudolf von Erlach, der Sieger in der Laupenschlacht, brachte die Tage seines Alters in ländlicher Stille auf seinem Gute Reichenbach zu. Da lebte er einsam nur mit wenig Dienern, welche die Geschäfte des Landbaues besorgten. Seine zwey Söhne waren meist im Dienste für's Vaterland abwesend, seine Tochter an einen Unterwaldner Edelmann, Jobst von Rudenz, verheyrathet. Rudenz lebte verschwenderisch, und machte Schulden, Erlach hingegen war ein sparsamer Mann. Einst wurde dieser von seinem Tochtermanne auf seinem einsamen Gute besucht, es erhob sich zwischen beyden ein Streit über die Ehesteuer, welche Erlach seiner Tochter zu geben versprochen hatte; der alte Mann ermahnte den Rudenz zur Sparsamkeit, dieser, hef-

tig und zornmüthig, ergrimmte, riß Erlachs Schwerdt, welches der Held in den Siegen für's Vaterland gebraucht hatte, von der Wand, und erschlug damit den schwachen Greis. Die Diener waren eben alle auf dem Lande beschäftigt, niemand war im Hause; der Mörder floh, gleich nach vollbrachter That, von Angst getrieben, die Hunde verfolgten ihn mit grossem Geheule bis in den Wald. Die ganze Bürgerschaft zu Bern hörte die Nachricht von dem Tode des Helden mit grosser Betrübniß, alles machte sich auf, den Mörder zu suchen, aber dieser war entflohen, und man weiß nicht, was aus ihm geworden ist; in seine Heymath und zu den seinigen kehrte er nie wieder. Die Brüder der Frau von Rudenz nahmen ihre unglückliche Schwester zu sich, und vertraten Vaterstelle an ihren Kindern.

Wohin führt doch Unordnung und Verschwendung! wer in seinem Hauswesen nicht Ordnung hat, wer sein Vermögen leichtsinnig braucht, der geräth bald in Schulden und Mangel. Dann verlangt er von andern, daß sie ihm Geld vorstrecken, oder ihn sonst unterstützen sollen, wollen es diese nun nicht thun, weil ihnen eine solche leichtsinnige Lebensart zuwider ist, so wird er ihnen feind und so entfremdet er sich oft von seinen beßten Freunden und Verwandten.

Vorstellungen und Zurechtweisungen will ein solcher Verschwender nicht annehmen, wer ihm hierüber etwas sagt, den hält er für einen Mürrischen oder

für einen Geitzigen, und hält sich nur zu denen, welche entweder mit ihm gleich denken, oder die aus Eigennutz seine leichtsinnige Lebensart gerne sehen, und so stürzt er desto schneller in's Verderben.

Welche schreckliche Thaten stiftet der Jähzorn! das hätte wohl Rudenz nie gedacht, daß er noch zum Mörder an seinem Schwiegervater werden würde; aber ein solcher hitziger, zornmüthiger Mensch denkt in seiner Raserey gar nicht mehr, was er thut, er verliert gleichsam den Verstand, und wird einem Thiere ähnlich. O wie oft wird es nachher Rudenz bereut haben, wenn sein böses Gewissen ihn Tag und Nacht plagte, wenn er als ein Flüchtling, von der Heymath und von den Seinigen entfernt, herumirren mußte. Unterdrücket in euch von Jugend auf ein solches Aufbrausen des Zornes.

19.

Mitleiden gegen die Thiere.

Ao. 1363.

Der Sommer des Jahres 1363 war so ausserordentlich heiß, daß alles Gras verdorrete, und man in dem darauf folgenden Winter viel Vieh mit Epheu, Tannenreis und Stroh von den Dächern füttern, und vieles schlachten mußte, damit es nicht vor Hun-

ger umkomme. Auf diesen heissen Sommer folgte ein so kalter Winter, daß die meisten Flüsse fest zufroren; man fuhr mit Lastwagen über den Rhein, so wie über mehrere Seen, unter andern auch über den Zürichsee, der über und über, und bis in die Stadt hinein, hart zugefroren war. Die wilden Enten und andere Vögel naheten sich überall den Häusern, um Futter zu suchen; in die Stadt Zürich kamen ganze Flüge, liefen auf den Gassen herum, und waren so zahm, daß man sie mit den Händen greifen konnte. Da machte die Obrigkeit von Zürich eine Verordnung: „Es soll jedermann verboten seyn, „diese armen, hungernden Thiere, die zu den Menschen ihre Zuflucht nehmen, zu schiessen, zu werfen, „oder auf irgend eine Art zu beleidigen." Das Gebot wurde redlich gehalten, und mehrere Monate fanden die armen Vögel in der Stadt einen Zufluchtsort, denn der harte Winter dauerte bis am Charfreytage, wo in Zeit von 24 Stunden alles ohne Schaden aufthauete.

Die Thiere haben von der Witterung, oder auch von andern Thieren, die sie verfolgen, ohnehin schon so viel zu leiden, daß es grausam ist, ihre Leiden und Gefahren noch zu vermehren. Die Thiere sind, so wie alles im Himmel und auf Erden, von Gott geschaffen, Gott will, daß sie leben, und sich freuen, es ist also gegen Gottes Willen, es ist Sünde, wenn man Thiere quälet und mißhandelt.

Wer hart und grausam gegen Thiere ist, ist es gewöhnlich auch gegen Menschen; ein gutes Herz hingegen zeigt sich durch gütiges Betragen gegen alle lebenden Geschöpfe.

Gönne den unschädlichen Thieren gerne ihr Futter, und sey nicht böse, wenn sie dir etwa einige Körner oder sonst eine Kleinigkeit von deinem Ueberflusse nehmen.

20.

Tapferkeit der Frauen zu Hettiswyl.

Ao. 1375.

Herzog Leopold, der bey Morgarten die Schlacht verlohren, hatte eine seiner Töchter an einen französischen Herrn, Ingelram von Coucy, verheyrathet, und ihm ein Heyrathsgut von den östreichischen Ländern im Aargau versprochen. Da dieses Versprechen nicht war gehalten worden, so machte sich im Jahre 1375 der Sohn des Herrn von Coucy auf, um dieses seiner Mutter versprochene Heyrathsgut den Herzogen von Oestreich abzuerobern. Er nahm dazu eine Menge Kriegsvolk in Sold, das vorher in den langen Kriegen zwischen den Königen von England und Frankreich gedient hatte, und nun nach geschlossenem Frieden müßig herumzog. Unter

diesem Kriegsvolke waren besonders viele Engländer, daher auch das ganze Heer des Herrn von Coucy die Engländer genennt wurde; man hieß sie auch die Gugler, weil viele von ihnen hohe eiserne Gugelhüte trugen. Mit diesem Heere, es waren bey 40,000 Mann, kam Coucy über Mümpelgard gegen Basel, und von da über den Hauenstein in die Schweiz. Der Schrecken verbreitete sich vor ihm her, denn schrecklich hatten seine Soldaten im Elsaß, wo er durchgezogen, gehauset, die Dörfer geplündert und verbrannt, die Leute mißhandelt; alles hatte sich in die Städte geflüchtet. Es hatte zwar der Herzog von Oestreich im Aargau eine Macht gesammelt, um dem anziehenden fremden Volke zu widerstehen, als aber die Nachricht kam, daß Coucy bereits durch die Päße des Jura hindurch an der Aar sey, da lief alles erschrocken auseinander, der Herzog selbst floh. Also verbreiteten sich die Gugler auf beyden Seiten der Aar, vom Bielersee an bis ins Aargau, überall streiften, überall plünderten sie, das Land wurde so verheert, so aufgezehrt, daß sogar die Wölfe in den Wäldern und auf den Bergen keine Nahrung mehr fanden, sondern in die Dörfer und kleinen Städte drangen, um Futter zu suchen. Aber die Schweizer litten die Verwüstungen nicht ungestraft, an mehrern Orten griffen sie die streifenden Horden der Gugler an, und schlugen sie. So wurden im Büttisholz durch die Entlibucher, und zu Jns durch das Landvolk von Laupen, Aarberg und Nydau eine grosse Anzahl niedergemacht. Aber den härte-

sten Verlust erlitten die Gugler zu Fraubrunnen, wo einer ihrer Anführer, Herr Ivo von Wales, mit 3000 Reutern lag. Am Tage nach Weihnacht zogen die Berner aus, und verstärkten sich unterwegs durch das Landvolk der Gegend, durch die sie zogen.

Am 27sten Christmonat, zwey Stunden vor Tage, griffen sie mit grossem Geschrey die Gugler beym Kloster Fraubrunnen an, heftig war der Kampf, man schlug sich im Lager vor dem Kloster, und im Kloster selbst hart herum, im Kreutzgange gieng es am hitzigsten zu, da war Ivo von Wales mit viel vornehmen Rittern. Aber sie mußten der ungestümen Tapferkeit der Berner unterliegen; das Kloster gerieth während dem Gefechte in Brand, 800 Gugler blieben auf dem Platze, die übrigen ergriffen die Flucht. Die Berner eroberten 3 feindliche Panner, und kehrten mit Beute beladen nach Hause zurück. In diesen Tagen hatten auch die Gugler das Kloster Hettiswyl, welches etwa 2 Stunden von Fraubrunnen liegt, angegriffen, denn die rohen Krieger fielen vorzüglich über die Klöster her, die in den inländischen Kriegen, als geheiligte Zufluchtsörter, immer verschont blieben, und in welche die Leute der umliegenden Gegend gewöhnlich ihre beste Haabe flüchteten. Allein es versammelten sich die Bewohner des Dorfes, Männer und Weiber, und alle Nachbarn, giengen beherzt auf die beutgierigen Engländer los, und schlugen sie glücklich in die Flucht. In diesem Gefechte zeichneten sich die Frauen von Hettiswyl durch ihr tapferes Betragen so aus, daß ihnen zum ewi-

gen Angedenken erlaubt wurde, in Zukunft alle Jahre am Tage der Schlacht mit der Axt in den Wald zu gehen, welcher der Probstey zu Hettiswyl gehörte, und da nach ihrem Bedürfnisse Holz zu hauen; als aber hierdurch der Wald zu sehr verwüstet wurde, änderte man die Sache, daß anstatt dem Holzrechte den Frauen eine Matte gegeben wurde, deren jährlichen Ertrag sie noch bis auf diesen Tag zu einer Mahlzeit verwenden.

Da der Herr von Coucy, der im Kloster St. Urban sich einquartirt hatte, diese wiederholten Unglücksfälle seiner Leute vernahm, gab er den Gedanken, Eroberungen in der Schweiz zu machen, auf, und zog ab, woher er gekommen war.

Ueberall in der schweizerischen Geschichte finden wir die Frauen thätig zur Rettung des Vaterlandes, die Furcht, die sonst dem weiblichen Geschlechte eigen ist, verschwindet bey ihnen, sobald es um das Vaterland zu thun ist; wer bewundert nicht ihren heldenmüthigen Sinn! ahmet ihnen nach ihr Schweizerinnen unserer Tage! Es gibt zwar selten mehr Gelegenheit, seine Liebe zum Vaterlande durch kriegerische Thaten zu beweisen, aber immer noch Gelegenheit genug, es auf andere Art zu thun. Wer vaterländischen Anstalten emporhilft, ausländischen Waaren entsagt, um lieber die zu gebrauchen, die in unserm Lande hervorgebracht werden, wer nützliche Erfindungen allgemeiner macht, wer Verbesserungen in den

Gewer=

Gewerben, in der Haus- und Feldwirthschaft befördert, der arbeitet auch für das Vaterland und bringt ihm grossen Nutzen, und das alles sind Dinge, wodurch sich die Frauen verdient machen können, wie die Männer, die schwächern wie die stärkern.

21.

Arnold von Winkelried.

Ao. 1386.

Der Stolz und der Geiz der östreichischen Amtleute, in der Nachbarschaft der Eidgenossen, gaben diesen Anlaß zu vielen Klagen und Beschwerden, und erweckten in ihnen Mißtrauen und zunehmenden Unwillen, bis endlich einige Vorfälle den Krieg zum Ausbruche brachten.

Die Oestreicher hatten zu Rotenburg, welches nur anderthalb Stunden von Luzern entfernt ist, einen neuen Zoll aufgerichtet, der dem Handel und Wandel der Luzerner sehr nachtheilig war; daher baten diese den Herzog, daß er eine so beschwerliche Neuerung aufheben möchte. Allein der Herzog willfahrete ihnen nicht. Die erzürnten Luzerner droheten, wenn der Zoll, der den Verträgen zuwider sey, nicht abgestellt würde, so wollen sie die Burg zu Rotenburg zerstören, und da ihrer Beschwerde nicht abge-

holfen wurde, so ergriff (1385.) ein Haufen luzernischer Jünglinge die Waffen und eilte auf Rotenburg. Der Burgherr war eben mit dem meisten Volke, eines Festes wegen, ausserhalb dem Städtchen, leicht drangen also die Luzerner in den offenen Ort, bemächtigten sich der neubefestigten Burg und zerstörten dieselbe. Hierauf zogen sie ohne Blutvergiessen und ohne Plünderung wieder in ihre Stadt. Grünenberg, der Pfandherr von Rotenburg, schickte alsobald Boten an den Herzog von Oestreich, eben so Luzern an die Eidgenossen.

Um die gleiche Zeit hatte der östreichische Landvogt, Peter von Thorberg, die Einwohner des Entlibuchs durch Mißhandlungen und Erpressung übermässiger und ungerechter Steuern so sehr geplagt, daß sie bey den Luzernern Hülfe suchten, und mit ihnen in ein Burgrecht traten; aber Thorberg ließ die, welche das Burgrecht unterhandelt hatten, schmählich hinrichten, und betrug sich gegen die Luzerner so feindselig, daß sie vor den Thoren ihrer Stadt nicht mehr sicher waren.

Nach diesen Begebenheiten sahen die Luzerner, daß an Friede mit Oestreich ferner nicht zu denken sey, also zogen sie mit ihren Eidgenossen der drey Länder aus, und zerstörten mehrere Burgen des Thorberg und anderer feindlich gesinnter Herren. Die Bürger des östreichischen Städtchens Sempach kamen ihnen freywillig entgegen und schwuren ihnen Treue.

Um für alles dieses Rache an den Schweizern zu nehmen, sammelte Herzog Leopold, der Neffe desjenigen, welcher bey Morgarten war geschlagen worden, ein starkes Heer, und zog mit demselben zuerst vor das Städtchen Sempach, um es zu bestürmen, und nach dessen Einnahme auf die nur noch 3 Stunden von da entfernte Stadt Luzern loszugehen. Sobald die Eidgenossen von seinem Vorhaben Nachricht hatten, sammelten auch sie ihre Leute und rückten aus, um das bedrohete Sempach zu schützen. Am 9ten Heumonat 1386 standen beyde Theile einander bey Sempach im Gesichte, die Schweizer 1300 Mann stark auf einer kleinen Anhöhe am Rande des Waldes, die Oestreicher, ein prächtig gerüstetes Heer, von 4000 Mann in der Ebene. Als die Herren die kleine Zahl der Schweizer sahen, beschlossen sie, dieselben persönlich ohne Hülfe ihres Fußvolkes zu schlagen, und damit der Ruhm desto grösser sey, befahl der Herzog der Reuterey, abzusteigen und zu Fuß zu kämpfen, auf daß der Kampf gleich sey, denn er war des Sieges so gewiß, daß er keinen Vortheil der Streitart für sich wollte. Da stiegen alle Grafen, Barone und adelichen Herren, und mit ihnen die übrigen Reisigen ab, und stellten sich in Reihen dicht hintereinander, die Spiesse alle vorwärts gestreckt, daß es einem Walde von Stacheln glich. Die leeren Pferde, das Fußvolk und Gepäcke waren hinter diesem eisernen Haufen.

Sobald die Eidgenossen den Feind so zur Schlacht gerüstet sahen, zauderten sie nicht anzugreifen, sie

fielen erst auf ihre Kniee, beteten zu Gott um Beystand, und rannten dann in vollem Laufe, mit starkem Geschrey, auf die Feinde, in der Hofnung ihre Reihen zu durchbrechen, und dann unter der schwerbepanzerten, unbehülflichen Mannschaft grosse Niederlage anzurichten. Aber wie eine eiserne Mauer stand ihnen des Feindes Haufe entgegen, undurchdringlich, vergebens waren alle Versuche einen Weg hineinzufinden. Schon waren 60 Schweizer gefallen, alles umsonst. Da rief Antoni zum Port, zu Flüelen seßhaft: „Schlaget den Feinden auf die Spiesse, „sie sind hohl!" und wirklich zerbrachen unter den gewaltigen Streichen der Schweizer mehrere Spiesse, aber sie wurden sogleich durch andere ersetzt. Jetzt sprang Arnold von Winkelried aus Unterwalden hervor, und rief den seinigen zu: „Ich will euch eine „Gasse machen, sorget für mein Weib und für meine Kinder; treue, liebe Eidgenossen, gedenket der „Meinigen!" umschlug dann mit seinen Armen so viel Spiesse, als er fassen mochte, und drückte sie mit dem Oberleibe zu Boden. Er zwar wurde von den Spiessen durchbohrt, aber über ihn weg stürmten die Eidgenossen in die Lücke, schlugen mit fürchterlicher Kraft links und rechts auf die Feinde los; zerschmettert wurden von ihren Hellbarten Helm und Harnisch, eine fürchterliche Niederlage wurde angerichtet, die Schlacht war entschieden. Viele Ritter sanken im Gedränge, von der Hitze des Tages erschöpft, sogar unverwundet zu Boden, und konnten sich in ihrer schweren Rüstung nimmer aufhelfen. Selbst

Herzog Leopold wurde erschlagen, 676 adeliche Herren blieben auf dem Platze. Das ist der ruhmwürdige Tag bey Sempach, durch Winkelrieds edle Aufopferung erworben.

Uebermüthige und ungerechte Diener machen oft selbst ihren Herrn verhaßt. Herzog Leopold war sonst ein edler und gerechtigkeitliebender Herr, allein die Unterdrückten wurden nicht zu ihm gelassen; oft konnte er also dem Unwesen nicht steuern, weil er es nicht kannte, die Leute aber glaubten er wolle nicht, und fingen darum an, seine Herrschaft zu hassen. So waren endlich seine bösen Diener Schuld, daß er die Liebe der Unterthanen und der Nachbaren, daß er viele Besitzungen, ja selbst das Leben verlor. Wer im Namen und in den Geschäften eines andern handelt, soll Sorge tragen, daß er nicht durch böse Thaten die Ehre desselben beflecke, ihn verhaßt mache, und ihm anstatt Nutzen Schaden verursache.

Wir sehen an Winkelried, und an mehreren unserer wackeren Altvorderen, wie viel oft ein einziger Mann dem Vaterlande nützet, und wie er die gefährlichste Lage schnell umändern kann. Mit welchem Gefühle, mit welcher Achtung hören wir nicht die Thaten solcher Männer, und wünschen uns auch so um das Vaterland verdient zu machen. Noch jetzt, wenn jährlich am Tage der Schlacht das Andenken des Sieges auf dem Felde bey Sempach gefeyert wird, erinnert sich alles mit Bewunderung an Winkelrieds Heldentod.

22.

Das wohlgehütete Panner.

Ao. 1386.

In der Schlacht bey Sempach trug Niklaus Tut, Schultheiß von Zofingen, das Panner seiner Stadt, welche damals noch den Herzogen von Oestreich gehörte. Der Schultheiß fiel mit noch 12 andern Männern von Zofingen. Als er nun tödtlich verwundet die gänzliche Niederlage und Flucht des Adels sah, so gedachte er, wie er das Panner bewahren möchte, daß es nicht in Feindes Hand falle, und der Feind sich dessen zum Verdrusse der Zofinger rühme. Sterbend riß er das seidene Tuch von dem Stocke und schob es in den Mund, den Stock hielt er zwischen den Zähnen fest. So fanden ihn die seinigen, als sie nach einigen Tagen seinen Leichnam zur Begräbniß aufsuchten. Von da an liessen die Zofinger ihre Schultheissen schwören: „Das Panner der Stadt so „zu hüten, wie der Schultheiß Niklaus Tut."

Eine ähnliche Sorgfalt hatte früher der Berner Wendschatz bewiesen; denn als im Jahre 1346 der Herr von Weissenburg, welcher Bürger zu Bern war, und in der Laupenschlacht mit gegen den verbündeten Adel gestritten hatte, von dem Grafen von Greyerz und dem Herrn von Thurn bekrieget wurde, so zogen ihm die Berner zu Hülfe, der Venner Peter Wendschatz war ihr Anführer; gegen seine Warnung

zerstreute sich ein Theil der Mannschaft um Vieh zu erbeuten. In einem engen Passe, am Laubeckstalden, griffen die Feinde die Berner an, Wendschaz wurde umringt und übermannet, nach einer verzweifelten Gegenwehre sank er. Seine Noth kümmerte ihn wenig, aber daß der Stadt Panner in Feindes Hand kommen sollte, das konnte er nicht ertragen. Er sammelte seine letzten Kräfte, rafte sich noch einmal auf, schleuderte das Panner über den Feind hinaus unter die seinigen, und starb dann getrost. Die Berner aber trugen das Panner traurig in ihre Stadt zurück.

So denkt der rechtschaffene Mann stets an seine Pflicht, in welcher Gefahr er seyn mag, er sucht sie noch zu erfüllen; seine letzten Kräfte wendet er an, um das ihm anvertraute Gut zu retten und es wieder in die Hände derer zu bringen, die es ihm übergeben haben; auf die Ehre des Vaterlandes sind seine Gedanken gerichtet bis in den Tod.

23.

Die Schlacht bey Näfels.

Ao. 1388.

Die Glarner waren im Jahre 1352 in den eidgenößischen Bund getreten. Die Herzoge von Oestreich

waren hierüber sehr erzürnt, sie besassen allerley Rechte im Glarnerlande, und hatten im Sinne sich diese Landschaft nach und nach eigenthümlich zu machen, sie sahen aber wohl, daß die Verbindung der Glarner mit den Eidgenossen dieses hindern würde, daher verlangten sie, daß dieser Bund aufgehoben werde. Nach heftigen Streitigkeiten kam es endlich zu einem Stillstande, der bis zum Sempacher-Krieg währte, da aber liessen die Glarner dem Herzoge von Oestreich sagen; sie sehen die Sache der Eidgenossen für die ihrige an, und wollten Krieg und Frieden mit ihnen gemein haben. Sie stritten auch vereint mit denselben bey Sempach. Nach dieser für Oestreich so unglücklichen Schlacht wurde ein Waffenstillstand gemacht, der bis in den Hornung 1388 währte. Gleich nach Auslauf desselben wurde der Krieg durch eine abscheuliche Verrätherey wieder angefangen, indem 22 Männer von Glarus und 2 von Ury zu Wesen des Nachts in ihren Betten überfallen und ermordet wurden. Im April sammelte sich zu Wesen ein östreichisches Heer von 6000 Mann, um in das Glarnerland einzufallen. Die Glarner hatten am Eingange ihres Thals, bey Näfels, von einem Berge zum andern einen Graben gezogen, und einen Wall dahinter aufgeworfen, an dieser Landwehre stand der Hauptmann Matthias am Büel mit 200 Männern, um das Land zu verwahren. Am 8ten April bekam er Nachricht, daß des Feindes Macht zu Wesen versammelt und zum Aufbruche bereit sey. Alsobald berichtete er die Sache nach Glarus, von

wo Eilboten nach Schwyz, Ury und Unterwalden gesandt wurden, die Eidgenossen zum Zuzug zu mahnen. Donstags am 9ten April bey Tagesanbruch stand der Feind schon vor der Landwehre zu Näfels, eine Abtheilung aber von 1500 Mann zog unter Graf Hans von Werdenberg über den Kerenzer Berg, um denen, welche die Schanze vertheidigten, in den Rücken zu fallen. Da ließ Matthias am Büel den Landsturm ergehen, die Sturmglocke ertönte von Dorf zu Dorf, und die Männer eilten herbey. Zuerst kamen die von den nächstgelegenen Ortschaften von Mollis und Glarus, mit diesen der Landammann Vogel. Sie fanden die ihrigen schon im Kampfe mit den Oestreichern; muthig unterstützten sie dieselben und machten dem Feind lange den Durchbruch streitig; aber es war dem kleinen Haufen, der nur aus 300 Männern bestand, unmöglich, überall zu wehren. Der Feind drang über die Landwehre herein, verbreitete sich in die nächsten Dörfer, und beschäftigte sich zu plündern, und das Vieh als eine gute Beute zusammen zu treiben. Auf die zerstreuten Glarner achtete er nicht einmal, so gering schätzte er sie wegen ihrer kleinen Zahl. Unterdessen zogen sich der Hauptmann am Büel und der Landammann Vogel mit etwa 100 Mann auf eine Anhöhe am Rautiberg, wo sie im Rücken von dem Feinde nicht umgangen werden konnten. Dort hoben sie das Panner hoch empor, damit es die ihrigen von weitem erblicken möchten. Die zerstreuten oder frisch ankommenden Glarner sammelten sich in Haufen zu 30 und mehr,

und schlugen sich so durch zu dem Panner. Auf diese Art kamen etwa 350 zusammen. Als die Feinde bemerkten, daß die Glarner sich wieder sammelten, vereinigten sie ihre Soldaten, und zogen gegen die Anhöhe zu. Zuerst sprengte die Reuterey heran; der Landammann Vogel ermunterte die seinigen: „Rufet Gott an, sagte er, er ist barmherzig, ein „Beschützer der Verlassenen, er vermag die Todten „zu wecken, wie viel mehr kann er uns helfen!“ Alle fielen auf die Knice und beteten. Entschlossen, voll Muth und Hofnung, stuhnden sie wieder auf, und empfingen die heransprengenden Reiter mit einem Hagel von Steinen, viele derselben wurden verwundet, gelähmt oder getödtet, die Pferde wurden scheu, bäumten sich, grosse Verwirrung entstand in der feindlichen Schaar, da stürzten die Glarner mit fürchterlichem Ungestüm herab, warfen, stachen, schlugen, bis sie ermüdet waren, dann zogen sie sich wieder auf die Anhöhe zurück. Aber bald stürmten sie von neuem in die andringenden Feinde herab, und richteten abermals eine grosse Niederlage an. So wiederhohlten sie achtmal den stürmischen Angriff, bis die Feinde zu weichen anfingen, die Glarner ihnen nach, drangen noch heftiger in sie. In diesem Augenblicke eilte mit grossem Geschrey eine neue Schaar den Glarnern zu Hülfe, es waren 30 junge Männer von Schwyz, die auf die erste Nachricht sich auf den Weg gemacht hatten, vereinigt mit einem Haufen Glarner, die sich unterwegs zu ihnen geschlagen. Mit Heftigkeit griffen sie die Oestreicher von der Seite

an, diese zogen sich zurück in's Dorf Näfels. Aber aufs neue stürmten die Schweizer heran, mit unwiderstehlichem Muthe drangen sie überall ein, jetzt ergriff Schrecken die Feinde, sie flohen. So war nach fünfstündiger Anstrengung der harte Kampf entschieden. Die fliehenden Feinde wurden von den Schweizern bis nach Wesen verfolgt; als das eilende Heer der Oestreicher an die Brücke bey diesem Städtchen kam, über welche sie am Morgen voll Uebermuth gezogen waren, so drängte sich alles darauf, jeder wollte zuerst den Streichen der nachfolgenden Schweizer entrinnen; da stürzte die Brücke unter dem übermäßigen Gedränge ein, eine grosse Anzahl fand ihren Tod im Wasser.

Die Schweizer kehrten zurück nach Näfels, alles war von Feinden leer; Graf Hans von Werdenberg war, als er den Ausgang der Schlacht von der Höhe gesehen hatte, zurückgeflohen. Auf dem Schlachtfelde warfen sich die Schweizer auf die Kniee, und dankten Gott für den erhaltenen Sieg. Dann erst sahen sie noch der Beute, sie sammelten 1800 schöne Harnische, viele Pferde, Waffen und anderes Gut, auch wurde alles vom Feinde geraubte Vieh gerettet. Drey Tage darauf zogen die Glarner nach Wesen, um an den Bürgern dort die begangene Verrätherey und den grausamen Mord zu strafen. Die Wesener geängstigt von dem Andenken an die verübte That, den Zorn der Glarner fürchtend, durften die Ankunft derselben nicht erwarten, sie verliessen ihre

Heimath, indem sie mit sich trugen, was sie konnten. Das Städtchen wurde von den Glarnern zerstört.

Noch bis auf diesen Tag ehren die Glarner alle Jahre durch ein Fest den Muth ihrer Vorfahren bey Näfels.

Unerschrockene Männer der Schweiz! so wenige durften so vielen unter die Augen treten, und mit ihnen kämpfen; sogar als sie übermannet waren, flohen sie doch nicht, sie blieben in der Nähe des Feindes, um ihn zu beobachten, und einen günstigen Augenblick zu benutzen, das Vaterland zu retten. Wie wenn die aufgethürmten Felsen, die seit Jahrtausenden der Zerstörung widerstehen, wie wenn die unverrückbaren Gebürge, zwischen denen die Schweizer wohnen, ihnen vorgeschwebt hätten, als ein Bild der Festigkeit, der Unbesiegbarkeit, so standen diese Männer da unerschüttert in allem Sturm und Drang. Das freye Leben in reiner Luft, der Aufenthalt zwischen den grossen erstaunenswürdigen Gebilden der Natur, die Betrachtung ihrer erhabenen Schauspiele stärkt Geist und Körper des Menschen.

Die Religion, das Andenken an Gott, an seine Hülfe, an ein künftiges besseres Leben, erhebt den Geist, gibt Muth zu Ertragung der größten Beschwerden, und zu Ausführung bewunderungswürdiger Thaten.

Verrätherey wird früh oder spät bestraft, der Lohn bleibt nicht aus.

Es ist recht, das Andenken an Geistesstärke und Tugend zu ehren; wer schöne Thaten an andern ehrt, der ist selbst im Stande, groß und schön zu handeln. Die Denkmähler unserer tapferen Väter und die Erinnerung an ihre grossen Thaten, unterhalten in uns die Liebe zum Vaterlande, zur Freyheit und zur Ehre. Ein Volk mit solchen Erinnerungen, wie das Volk der Schweizer sie hat, wird keine Alleinherrschaft, keine Knechtschaft ertragen.

24.

Die dankbaren Fremdlinge.

Ao. 1388.

Alles was der Herr von Coucy durch seinen grossen Kriegszug im Jahre 1375 erreicht hatte, war, daß ihm der Herzog von Oestreich die Städtchen Nydau und Büren durch einen Vertrag abtrat.

Diese Oerter wurden nichts destoweniger, nach des Herrn von Coucy Abzug, durch östreichische Besatzungen bewachet; da aber die Soldaten von den Herzogen keine Bezahlung erhielten, so suchten sie durch Räubereyen in der Gegend herum sich Unterhalt und Geld zu verschaffen. Besonders trieb die Besatzung zu Nydau dieses böse Wesen, die Strassen in ihrer Nachbarschaft waren ganz unsicher.

Als im Jahre 1388 der Krieg zwischen Oestreich und den Eidgenossen durch die mörderische Verrätherey zu Wesen wieder begonnen hatte, so zogen die Berner und Solothurner (drey Tage nach der Schlacht bey Näfels) zuerst vor Büren, und eroberten es nach kurzem Widerstande, dann griffen sie Nydau an; des Städtchens bemächtigten sie sich gleich, aber das Schloß ergab sich erst nach einer sechswöchentlichen Belagerung. In einem Thurme dieses Schlosses fanden sie in einem tiefliegenden Gemache zwey Gefangene, in Kleidern, die zerrissen und halb vermodert waren, an deren Resten man aber sah, daß sie von kostbarer Art gewesen. Diese beyden Gefangenen waren nämlich zwey vornehme Herren aus Portugal, der Bischoff von Lisabon und der Prior des Klosters Alkazona. Sie waren auf ihrer Rückreise von Rom von der Besatzung des Schlosses Nydau, auf der Strasse zwischen Solothurn und Biel, angegriffen, ihre Begleitung erschlagen und sie selbst in dieses unterirdische Loch geworfen worden. Die Berner führten sie in die Stadt Bern, kleideten sie ihrem Stande gemäß, gaben ihnen Diener, Pferde und Geld zur Reise, und entliessen sie dann freundlich. Als diese zwey Herren in ihrem Vaterlande angelangt waren, schickten sie den Bernern nicht nur alles das Geld wieder, welches sie zu ihrer Ausstattung verwendet, sondern überdieß noch 1000 Dukaten, als ein Zeichen ihrer dankbaren Gesinnung.

Ein Fremder, der von seinem Vaterlande weit entfernt, ohne Verwandte, ohne Freunde ist, hat unsere Unterstützung desto mehr nöthig, er ist ja ganz verlassen, er kennt niemand, den er um Hülfe ansprechen könnte; wie wohl muß es ihm thun, wenn er Menschenfreunde antrift, die ihn unterstützen, die ihm Mittel zeigen, um fortzukommen, und ihm den Rückweg ihn sein Vaterland erleichtern.

Wie undankbar müßte aber ein solcher Mensch seyn, wenn er nicht alles anwendete, um das wieder zu erstatten, was andere ihm zu seiner Unterstützung vorgestreckt, er würde dadurch nicht nur diese gutdenkenden Leute betriegen, sondern auch Schuld seyn, daß sie in Zukunft andere Hülfsbedürftige nicht mehr so gut unterstützen könnten.

Es freut uns zu sehen, wie diese erretteten Gefangenen ihren Reichthum anwendeten, um dankbar zu seyn. Nicht alle können auf solche Art dankbar seyn, aber es gibt auch andere Gelegenheiten, oft kann man dafür Gegendienste oder irgend etwas angenehmes erweisen, und wenn man auch hierzu weder das Vermögen noch die Gelegenheit haben sollte, so behalte man die empfangenen Wohlthaten stets in dankbarem Angedenken.

25.

Die menschenfreundlichen Krieger und die zärtliche Gattin.

Ao. 1403.

Die Amtleute des Abts von St. Gallen hatten die Landleute in Appenzell so hart bedrückt, und sie an ihren alten Rechten so viel gekränkt, daß die Appenzeller sich darüber mehrere Male bey dem Abte beklagten, und ihn baten ihren Beschwerden abzuhelfen. Da aber diese gerechten Klagen von dem Abte nicht erhört wurden, so entstanden Unruhen, welche endlich im Jahre 1403 in einen offenen Krieg ausbrachen. Es mahnte nämlich der Abt seine Bundesgenossen auf, um mit ihrer Hülfe die Landleute zu bezwingen. In der Stadt St. Gallen war der Sammelplatz, von da zog das Heer wohlgerüstet zu Roß und zu Fuß die Anhöhe hinauf gegen Vögelinseck, um bey dem Dorfe Speicher in das Appenzeller-Land einzufallen. Als sie die Höhe bald erreicht hatten, mußten sie durch einen Hohlweg; so wie sie aus demselben heraustraten, stürmten plötzlich die Appenzeller, die hier auf den Feind gewartet hatten, mit fürchterlicher Kraft heran. Da wich das St. Gallische Heer rückwärts in den Hohlweg, laut riefen die Vordersten den Hintern zu, zurück, damit sie sich durch den engen Weg abwärts in eine offenere

Gegend

Gegend ziehen könnten. Aber dieser Zuruf wurde von den Hintern als eine Ermahnung zur Flucht aufgenommen, sie hielten schon alles für verlohren, wandten sich um, und flohen in grosser Unordnung und voll Schrecken die Anhöhe hinunter nach der Stadt St. Gallen. Aber eben durch die Flucht wurde ihre Niederlage vollkommen, denn die Appenzeller und die ihnen zu Hülfe gezogenen Schwyzer und Glarner eilten den Flüchtigen nach, machten viele nieder, und eroberten vier Panner. Auf dieser Flucht fiel ein Bürger von St. Gallen, Hartmann Ringgli, tödtlich verwundet nieder, da bat er einen Appenzeller, welcher ihn tödten wollte, mit Thränen: „er „möchte ihn doch noch so lange leben lassen, um „seine Frau noch einmal zu sehen." Der Appenzeller wurde von Mitleiden gerührt, eine Thräne trat ihm ins Auge, er rief einen seiner Gefährten herbey, sie hoben den Verwundeten auf, und trugen ihn bis nahe an die Stadt, wo sie seiner Frau die Sache anzeigen liessen. Diese war selbst schwach und hülfsbedürftig, denn sie hatte eben vor zwey Tagen ein Kind gebohren; nichts destoweniger eilte sie heraus, durch treue Pflege und freundliche Sorgfalt versüßte sie die letzten Stunden ihres sterbenden Mannes, und die Appenzeller freuten sich, dem unglücklichen Feinde diese Erleichterung und diesen Trost verschafft zu haben. Aber die Frau bewirthete von da an aus Dankbarkeit diese biederen Männer, so oft sie in die Stadt kamen.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Auch im Kriege, auch gegen Feinde muß man die Menschlichkeit nicht verläugnen, die tapfersten Männer haben sich stets nach dem Siege großmüthig erzeigt. Wenn wir die tapfern Thaten eines herzhaften Mannes lesen oder hören, so ergreift uns Achtung für ihn und Bewunderung, aber wenn wir nun auch vernehmen, wie er in der Hitze und im Getümmel des Streites ein gutes, menschenfreundliches Herz zeigt, dann wird er uns erst recht lieb.

Welche treue Freundschaft und Liebe bewies diese redliche Frau gegen ihren unglücklichen Mann! obschon sie fürchten mußte, daß diese Anstrengung ihrer schwachen Gesundheit schaden werde, so konnte doch weder diese Besorgniß, noch die Furcht vor dem kriegerischen Lärm um die Stadt sie hindern, zu ihrem Manne zu eilen und bis zum letzten Augenblicke seiner zu pflegen. Wer möchte nicht der guten Frau gönnen, daß der Mann von seinen Wunden hätte genesen können.

26.

Die hülfreichen Nachbarn.

Ao. 1405.

Im Jahre 1405, den 14ten May, Abends ohngefähr um 5 Uhr, ging in der Stadt Bern an der Brunngasse, man weiß nicht aus was für Ursache,

ein Feuer auf, das sich in kurzer Zeit auf alle Seiten ausbreitete. Es waren nämlich damals alle Häuser von Holz erbaut, desto leichter griff das Feuer um sich, und in wenigen Stunden waren die Brunngasse, die Hormannsgasse, die Kramgasse, die Kirchgasse, die Herrengasse (damals Egertengasse), die Neue-Stadt, die Insel und das Marzili verbrannt, zusammen 550 Häuser. Dahin war alles Gut, was man mit vielem Fleisse in so langer Zeit zusammengespart hatte, ohne Nahrung und ohne Dach waren die Einwohner, in halbverbrannten Kleidern irrten sie zwischen der Glut und den Schutthaufen herum, der dick emporsteigende Rauch verkündigte weit das traurige Schicksal der berühmten Stadt. Da schickten alle Orte der Eidgenossenschaft, und die Städte und Aemter, welche zu Bern gehörten, ihre Botschaften in die verunglückte Stadt, um ihre Trauer über den betrübten Unfall anzuzeigen, und ihren freundlichen Beystand anzubieten. Besonders thätig zeigten sich hierbey die Freyburger, diese schickten unter dem Hauptmann Johannes von Gambach 12 Wagen mit Pferden und Knechten versehen, und 100 starke Männer, um den Schutt wegräumen und andere in diesem Zustande nöthige Arbeiten verrichten zu helfen, liessen sie vorher schwören, daß sie alles Gefundene getreulich den Bernern zustellen wollten, und unterhielten sie einen ganzen Monat lang auf eigene Kosten.

Wie bald ist aller Reichthum und alle irdische Pracht dahin! in wenigen Stunden war die Bürger-

schaft von Bern um ihr Vermögen gebracht; aber der vaterländische Sinn, Muth und ein grosses Herz blieben ihr, durch diese brachte sie sich wieder empor, durch diese erhob sie ihre Stadt zum höchsten Glanze. Grösse des Geistes und ein edles Herz werden durch keinen Unfall zerstört, sie sind mehr werth als vergängliche Güter.

Wie theilnehmend, wie freundschaftlich gesinnt waren doch die guten Alten, von denen man oft glaubt, sie seyen rauh und unempfindlich gewesen, weil sie so oft kriegen mußten, und eine rauhe Lebensart führten. Aber hier sehen wir alle Orte der Eidgenossenschaft betrübt über den Unfall, der einem ihrer Verbündeten wiederfahren ist, wir sehen die nähern zur Hülfe herbeyeilen, und aufs uneigennützigste arbeiten. Biedere Freyburger! treue Nachbarn! möchten euch doch viele nachahmen, wie viel ist eine solche Nachbarschaft werth! Wenn die Menschen einander treulich helfen, so kann man manches Unglück wieder gut machen.

Die Schweizer haben sich immer durch theilnehmende Gesinnungen und durch brüderliche Hülfe bey Unglücksfällen ausgezeichnet, und man kann es ihnen zum Ruhme nachsagen, daß sie diese wohlthätigen Gesinnungen bis auf unsere Tage erhalten haben, wie dieses in den Begebenheiten auch der neuesten Zeiten offenbar worden ist.

27.

Die Appenzeller Frauen entscheiden eine Schlacht.

Ao. 1405.

Um die Appenzeller desto sicherer zu bezwingen, rief der Abt von St. Gallen den Herzog Friedrich von Oestreich um Hülfe an, dieser machte sich auf aus dem Tyrol, und kam nach Arbon am Bodensee. Dahin versammelten sich zu ihm alle seine Dienstleute, auch alle Dienstleute der Abtey St. Gallen und der ganze Adel aus dem Thurgau, zusammen ein zahlreiches und stattliches Heer. Der Herzog beschloß in zwey Abtheilungen den Angriff zu machen; er selbst zog mit der vornehmsten Ritterschaft gegen die Stadt St. Gallen, welche nun mit den Appenzellern Freundschaft hielt; den grössern Theil des Heeres schickte er am See hin, durch das Rheinthal hinauf, um von dieser Seite in das Appenzeller-Land einzufallen. Aber die Appenzeller hatten von dem Landvolke den Anzug der Feinde vernommen und ihre Pässe besetzt. Am 17ten Brachmonat, es war eben der Frohnleichnamstag, zogen die Oestreicher von Altstätten herauf gegen den Paß, welcher am Stoß heißt. Als sie an die Grenze kamen, und die Schanze unbesetzt fanden, machten sie eine Lücke in dieselbe nur so groß, als eben nöthig war, damit das Heer hindurch ziehen könnte. Dann zogen sie weiter hinauf, aber

mit grosser Beschwerde, denn der Regen, der schon seit einigen Stunden anhielt, hatte den Boden schlüpfrig gemacht. Plötzlich erschienen oben auf der Höhe eine Anzahl Appenzeller mit Schwyzern und Glarnern vermischt, und wälzten eine grosse Menge Steine und runde Hölzer herab, welche unter den Heraufsteigenden grossen Schaden und noch grössere Verwirrung anrichteten. Doch fuhren diese fort hinaufzustreben, und erblickten bald die gesammte Macht der Appenzeller. Die Armbrustschützen, die den Vortrab des östreichischen Heeres bildeten, wollten den Angriff machen, aber die Armbrüste waren unbrauchbar, denn der Regen hatte die Saiten ganz dick gemacht, und man konnte sie gar nicht spannen. Der Appenzeller Hauptmann war Rudolf von Werdenberg, als dieser sahe, daß die Feinde nahe genug seyen, gab er den seinigen das Zeichen zum Angriffe, und plötzlich stürzten sie mit Schwerdt und Spieß, und mit lautem Geschrey auf die Oestreicher herunter. Um auf dem schlüpfrigen Boden fester zu stehen, hatten die Appenzeller ihre Schuhe ausgezogen, während hingegen die Feinde häufig ausglischten und übereinanderfielen. Einer der Appenzeller, Uly Rotach, wurde auf einmal von zwölf Feinden angefallen, da stellte er sich mit dem Rücken an eine Hütte, und fochte so tapfer, daß er 5 von seinen Gegnern erlegte, nun wurde die Hütte angezündet, und der tapfere Mann fiel, nicht von der feindlichen Menge besiegt, sondern von den Flammen getödtet. Unterdessen dauerte der Kampf zwischen den Schaaren der Appenzeller und

der Oestreicher heftig fort, aber zu sichtbarem Nachtheile der letztern. Auf einmal erschien auf einer benachbarten Anhöhe eine Schaar in weisser Rüstung, und eilte herab um den Oestreichern in die Seite zu fallen. Es waren die Frauen der Appenzeller, die weisse Hemden über die Kleider angezogen hatten, um sich unkenntlich zu machen. Nun verlohren die Oestreicher, die ohnehin mit grossem Schaden kämpften, den Muth gänzlich, sie wandten sich um und flohen. Aber ihrer Flucht war jetzt die Schanze, durch die sie vorhin durchgezogen waren, hinderlich, denn die darinn gemachte Oefnung war nicht breit genug, um grosse Haufen auf einmal durchzulassen. So mußte dann noch mancher erliegen, ehe er über die Grenze des Appenzeller-Landes zurückkam, die übrigen eilten in vollem Laufe in das Rheinthal hinunter, und mußten sich vorwerfen lassen, von Weibern in die Flucht gejagt worden zu seyn.

Die Appenzeller Frauen konnten nicht ruhig seyn, während ihre Männer und Söhne in der Schlacht standen, und bereit waren, ihr Leben für's Vaterland zu opfern, aber sie begnügten sich nicht mit unthätigen Klagen und mit unnützem Jammern, durch die That bewiesen sie die treue Liebe und Freundschaft für die ihrigen, sie flogen ihnen zu Hülfe, sie wollten die Beschwerden und die Gefahr mit ihnen theilen. Das ist wahre Liebe und Freundschaft.

Wie viel höher wurden nun die Frauen von den Appenzellern geschätzt, nachdem sie solche Proben von Muth und Anhänglichkeit gegeben.

28.

Die alte Redlichkeit.

Ao. 1443.

In den Streitigkeiten der Stadt Zürich mit den Ländern Schwyz und Glarus hatten die Berner sich aufs äusserste bemüht, die Sache in Güte beyzulegen, und den Frieden wieder herzustellen. Schon lagen die anderen Eidgenossen alle gegen Zürich zu Felde, als Bern seine Truppen noch zu Langenthal zurückhielt, und noch einmal einen Gesandten nach Zürich schickte, um zum Frieden zu reden. Dieser war Hans von Erlach, er redete den Zürchern freundlich zu, und versprach, daß wenn sie in etwas nachgeben, die Berner alles daran setzen würden, die Gegenparthey zum Frieden zu bringen, so daß die Zürcher glaubten, Bern werde sich zuletzt zu ihren Gunsten erklären. Allein während diesen Unterhandlungen des Herrn von Erlach zu Zürich, waren Gesandte von Schwyz nach Langenthal gekommen, und redeten den bernerischen Truppen daselbst sehr beweglich zu: „wie einst die drey Länder der Stadt Bern in

„ihrer grossen Gefahr zu Hülfe geeilet seyen, wie sie „mit ihren Voreltern den schweren Kampf bey Laupen bestanden, und wie ihnen die Berner versprochen, dieses Dienstes ewig eingedenk zu seyn. Jetzt „sey die Zeit gekommen, wo sie den drey Ländern „ihre Freundschaft durch die That offenbaren könnten." Die bernerischen Krieger durch diese Vorstellungen entflammt, riefen alsobald, sie wollten es beweisen, daß sie dankbare Freunde wären, und zogen in das eidgenößische Lager vor Zürich.

Der Fehdebrief von Bern erging an Zürich, noch war von Erlach in dieser Stadt, als die feindselige Botschaft anlangte, er erschrack nicht weniger, als die ganze Bürgerschaft; „liebe Herren von Zürich, sprach er, ich bin ein unschuldiger Mann, „der gethan hat, was ihm befohlen war; ich bin „in euerer Gewalt." Aber die Züricher thaten ihm nichts zu Leide, sondern hielten ihn freundschaftlich, und brachten ihn mit sicherem Geleite auf bernerischen Boden. Darum wollte er auch nachher, so lange dieser Krieg währte, nie gegen Zürich ausziehen, sondern blieb ruhig zu Bern.

Wenn zwey Völker mit einander in Feindschaft sind, so muß man es den einzelnen, unschuldigen nicht entgelten lassen. Es war in unsern Altvordern so ein natürliches Gefühl der Billigkeit, daß sie thaten was recht ist, ohne erst lange darüber zu reden. Den Zürichern kam es ungerecht vor, einen Mann

gefangen zu nehmen, oder zu beleidigen, der in seiner Amtspflicht, und ohne etwas arges zu denken, zu ihnen gekommen war, und hinwiederum dünkte dem wackern von Erlach, seine Ehre erlaube es nicht, gegen die zu streiten, die ihn so redlich behandelt hatten.

29.

Abscheuliche Falschheit und Grausamkeit.

Ao. 1444.

Die Berner hatten das Schloß Schenkenberg eingenommen, weil dessen Besitzer Marquard von Baldeck sich feindselig gegen sie erzeigt hatte, jedoch auf Fürbitte des Bischofs von Basel gaben sie ihm dasselbe gegen Ersatz der Kosten wieder zurück. Aber der Herr von Baldeck behielt samt seinen Verwandten einen Groll gegen Bern. Einer seiner Verwandten, Thomas von Falkenstein, beschloß den Bernern dafür einen empfindlichen Schaden zuzufügen. Erst wollte er die Stadt Aarau in Brand stecken, und als dieß mißlang, richtete er seine bösen Absichten auf Bruck. Er ritt am 27sten July 1444 mit den beyden Brüdern von Baldeck in die Stadt Bruck, vorgebend er komme aus dem eidgenößischen Lager vor Zürich, wo er daran gearbeitet habe, zwischen den

Zürchern und den gegen sie kriegenden Kantonen Frieden zu stiften, jetzt gehe er nach Basel um den Bischoff zu hohlen, welcher helfen solle, den schon fast geschlossenen Frieden vollends in Richtigkeit zu bringen. Diese Nachricht verbreitete in dem Städtchen grosse Freude, und der Rath von Bruck bewirthete den Falkenstein, der mit ihnen verburgrechtet war, aufs höflichste. Am folgenden Morgen ritt er weiter gegen Basel, von Segenswünschen begleitet. Er aber, statt nach Basel zu gehen, versammelte zwischen Laufenburg und Seckingen eine grosse Anzahl adelicher Herren mit ihren Reisigen, zusammen über 400. Mit diesen zog er in der zweyten Nacht darauf gegen Bruck. Frühe, noch ehe es Tag war, langten sie vor dem Thore an, da versteckten sie sich in der Nähe, Falkenstein ritt mit eilfen heran, und klopfte dem Thorwächter. Als dieser fragte: wer da sey? rief Falkenstein: „He, Gevatter, kennst du „mich nicht? ich habe den Bischoff von Basel bey „mir, wir bringen Friede, wir eilen, halt uns „nicht auf, geschwind mach auf, daß wir fortkom„men in's Lager bey Zürich!" Der Thorwächter erkannte seine Stimme, und voll Zutrauen schloß er auf. Es ritten durch das Thor zwey, und wieder zwey, und noch zwey, und mehrere, es hieß: es seyen der Bischoff, die Abgesandten der Stadt Basel, die Schreiber, die Diener; aber dem Thorwächter kam der Zug lang vor, er sagte: „Gnädiger „Herr! euerer sind viele, erlaubet, daß ich den „Schultheissen wecke." Mit dem drehete er sich um,

und wollte schliessen, in diesem Augenblicke wurde ihm der Kopf abgeschlagen, und die Reuter stürzten alle durch das offene Thor herein. Durch den Lärm wurden die Bürger, die zunächst am Thore wohnten, aufgeweckt, sie eilten herbey, wurden aber niedergemacht. Bald hatte sich Falkensteins Rotte der Stadt bemächtigt, und verschloß alle Thore, damit niemand herauskönne. Dann durchsuchten sie alle Häuser, schleppten zusammen was nur einigen Werth hatte, sogar die Thorketten, luden alles auf Schiffe, und schickten es fort. Die Männer verschlossen sie insgesammt in ein grosses Haus. Am folgenden Morgen wollte Falkenstein sie hinrichten lassen, das schien aber doch einigen seiner Gefährten zu grausam. Einer derselben, Hans von Rechberg, machte ihm Vorstellungen, und verhinderte es. Jetzt befahl Falkenstein die Stadt an mehreren Orten zugleich anzuzünden, ein entsetzliches Jammergeschrey entstand unter den Frauen und Kindern, denn sie glaubten alle mit verbrennen zu müssen, weil die Thore geschlossen waren. Selbst Falkenstein wurde durch das fürchterliche Wehklagen erschüttert, und warf einer alten Frau die Schlüssel des obern Thores zu, durch welches sich die unglücklichen hinausdrängten. Die Gemeinen unter den gefangenen Männern ließ er jetzt los, die Vornehmen aber, den Schultheissen Ludwig Effinger an ihrer Spitze, befahl er nach Laufenburg zu führen. Man war mit denselben noch nicht weit von der Stadt entfernt, als dem grausamen Falkenstein schon wieder in den Sinn kam, sie hier niederzumetzeln. Aber

noch einmal widersetzte sich Rechberg; „Falkenstein, „sprach er, du bist mörderisch genug umgegangen „mit Leuten, die dich nie beleidigt haben, hätten „wir dein grausames Herz gekannt, keiner von uns „wäre mit dir hieher gekommen!" hierauf wurden die Gefangenen weiter geführt, und zu Laufenburg in einen Thurm verschlossen, der auf einem Felsen steht, an dessen Fusse der Rhein fürchterlich strudelnd vorbey schießt. Lange wußte man in Bruck nicht wo sie hingekommen waren, Falkenstein hatte im Sinne sie den Franzosen zu verkaufen; endlich nahm es einer der Gefangenen, Bürgi Küffer, auf sich, sein Leben daran zu wagen, um aus dem Thurme zu kommen, und den ihrigen Nachricht zu bringen. Sie machten ein Seil aus einem Leintuche, liessen ihn des Nachts vom Thurme herab auf eine Klippe, da hielt er sich an einem Holunderstrauch bis es Tag wurde, empfahl sich Gott, und wagte den Sprung in den Rhein. Glücklich kam er ans Ufer, wurde in einem Meyerhofe mit Kleidern versehen, und eilte nach Bruck. Als er dort bekannt gemacht hatte, daß Falkenstein vorhabe, die Gefangenen in ein fremdes Land zu verhandeln, so verkauften die Einwohner ihre Grundstücke, und was ihnen irgend übrig geblieben war, und kauften mit dem erlösten die ihrigen los.

Welche Falschheit, welche Grausamkeit sehen wir an einem Manne, der zu den Angesehenen des Landes gehörte, und sich billig durch ein edles Be-

tragen hätte auszeichnen sollen, je höher einer im Volke steht, destomehr soll er sich bestreben, durch Gutes thun den übrigen voranzugehen. Aber so tief fällt ein Mensch, der dem Haß und der Rachsucht in seinem Herzen Platz giebt, er meint dann, alles sey erlaubt gegen die, welche er haßt, während er hingegen über jede Kleinigkeit schreit, die ihm von andern wiederfährt. Hütet euch darum, laßt den Haß und die Rachsucht nie Wurzel fassen bey euch; verzeihet, vergesset was man euch gethan, damit ihr nicht rachsüchtig und grausam werdet.

Eine einzige Unvorsichtigkeit führt oft das größte Unglück herbey, und kann nicht mehr gut gemacht werden; als der Thorwächter die grosse Anzahl der Hereinreitenden bemerkte, hätte er das Thor gerne wieder geschlossen, aber es war zu spath, und er mußte mit seinem Kopfe für die Unvorsichtigkeit büssen. Hätte er lieber zuerst bey dem Schultheissen um Rath gefragt, so wäre dieß Unglück nicht über seine Stadt gekommen. Sey zu rechter Zeit vorsichtig, hernach ist es zu spath.

Wer Gutes thun will, darf auf Gottes Beystand hoffen, dieses Vertrauen stärkte den braven Küffer in seinem gefahrvollen Unternehmen, und Gott half ihm durch, daß er sein gutes Vorhaben zu seiner Freude, und zum Glücke seiner Gefährten ausführen konnte.

30.

Die ruhmvolle Niederlage.

Ao. 1444.

Im Jahre 1444 belagerten die Eidgenossen Zürich, weil diese Stadt ein Bündniß mit Oestreich geschlossen hatte, dessen Aufhebung die andern Kantone verlangten, indem sie glaubten, daß es dem Schweizerbunde zuwider sey. Da das mit Zürich verbündete Oestreich den Eidgenossen nicht Meister zu werden fürchtete, so sprach es den König von Frankreich um Hülfe an. Dieser schickte seinen Sohn Ludwig, der nach ihm König werden sollte, mit einer grossen Macht. Er langte mit 30,000 Mann auf den Grenzen der Schweiz in der Nähe von Basel an. Eben lag ein eidgenößischer Haufe einige Stunden von da vor dem Schlosse Farnspurg, welches dem Herrn von Falkenstein gehörte, um diesen zu strafen, für die schändliche Verrätherey und Grausamkeit, die er vor wenigen Tagen an der Stadt Bruck verübt hatte. Als nun in das Lager vor Farnspurg der Bericht kam, der französische Prinz sey mit grosser Macht gegen die Schweizer gekommen, und stehe bereits bey Basel, so sandten die Eidgenossen 1600 der ihrigen demselben entgegen, daß sie des Feindes Zahl und Lage auskundschaften, ihn wo es sich thun liesse schädigen, aber sich ja in kein förmliches Gefecht einlassen und in keinem Falle über den Fluß Birs gehen

sollten. Die 1600 zogen in der Nacht herunter gegen Basel, und stiessen beym Dorfe Prattelen auf die feindliche Vorhut, griffen sie gleich an, und trieben sie mit beträchtlichem Verluste zurück nach Muttenz, wo Ludwigs Feldherr, der Marschall Dammartin, mit 16,000 Mann eine feste Stellung genommen hatte. Aber nichts half dem Marschall die feste Stellung, nichts seine Kunst und Uebermacht, die Schweizer drangen mit so fürchterlicher Gewalt, so unwiderstehlich auf ihn ein, daß sie seine Schaaren in die Flucht und über die Birs trieben. Dieser glückliche Erfolg reizte die Streitlust der Schweizer so sehr, daß sie sogar über die Birs gehen und das französische Hauptheer angreifen wollten. Zwar erinnerten die Hauptleute an den erhaltenenen Befehl, sich in kein eigentliches Gefecht einzulassen, am wenigsten über die Birs zu gehen; zwar kam von Basel ein Bote, der sich mit grosser Gefahr durchgeschlichen hatte, und warnte vor der Feinde ungeheurer Menge und Anstalten; aber weder diese Vorstellungen, noch die Ermüdung vom nächtlichen Marsche und dem ruhmvoll bestandenen Gefechte konnten die kampflustigen Männer zurückhalten. Sie stürmten die Anhöhe herab in die Birs. Jetzt donnerte alles Geschütz der Franzosen los, ein fürchterlicher Kugelregen flog über die Schweizer, während sie durch den Fluß wateten, mit Verlust von 200 Mann erreichten sie das jenseitige Ufer, wo die zahllose Menge der Feinde auf sie los stürzte. Sie aber drangen durch Schwerdter und Spiesse mit verzweifelter Tapferkeit die Anhöhe

her-

herauf bis nach St. Jakob. Hier bemächtigten sie sich des Gartens und des Siechenhauses. Der französische Prinz, ihre Tapferkeit bewundernd, wünschte so heldenmüthige Krieger beym Leben zu erhalten und eine Capitulation (*) mit ihnen zu machen; aber der östreichische Ritter von Mörsberg erinnerte ihn an sein Versprechen, keinen leben zu lassen. Also begann der Sturm, dreymal schlugen ihn die Schweizer zurück und zweymal machten sie Ausfälle, wo sie Tod und Verderben unter ihren Feinden verbreiteten, aber es drangen immer neue Schaaren heran. Endlich war durch das französische Geschütz die ganze Gartenmauer niedergeworfen, von allen Seiten drang die Uebermacht auf die Schweizer ein, das Siechenhaus, die Kapelle und der Thurm wurden angezündet; aber mit unbesiegbarem Muthe stritten die bedrängten Eidgenossen, rissen die Pfeile aus ihren eigenen Wunden und gingen damit auf den Feind los, wehrten sich, wenn sie die eine Hand verlohren, mit der andern, oft auf den Knieen, ja schon am Boden liegend kämpften sie noch. Erst nach zehnstündigem Gefechte, nach Wundern der Tapferkeit, mehr durch die übermenschliche Arbeit erschöpft als besiegt, erlagen die Schweizer; alle waren tod bis an 32, die schwerverwundet noch athmeten, und von denen in der Folge einige wieder hergestellt wurden. Sechszehn

(*) Capitulation ist ein Vertrag, wodurch man sich auf gewisse Bedingungen ergiebt oder abzieht; auch überhaupt ein anderer Vertrag.

waren gleich bey'm Uebergang über die Birs von den ihrigen getrennt worden, und unverletzt nach Hause gekommen, es wurde ihnen aber übel aufgenommen, daß sie das Schicksal ihrer Mitkrieger nicht getheilt hätten, und sie blieben zeitlebens darum verachtet.

Von den Feinden waren in diesem fürchterlichen Streite 8000 umgekommen, wohl mehr als 4 auf jeden Schweizer, und der französische Prinz hatte einen so hohen Begriff von der Eidgenossen Tapferkeit bekommen, daß er nicht ferner gegen sie kriegen wollte, sondern von ihren Grenzen abzog.

Hätten die schweizerischen Soldaten dem erhaltenen Befehle, den Ermahnungen ihrer Hauptleute gefolget, so wäre diese Niederlage nicht über sie gekommen. Pünktlicher Gehorsam gegen die Anführer ist im Kriege unerläßlich, und seine Uebertretung bleibt nicht ohne traurige Folgen. Nachdem einmal die Schweizer bey St. Jakob durch ihre Hitze sich zum Fehler hatten hinreissen lassen, hielten sie sich als wackere Männer, wären sie hernach geflohen, hätten sie sich ergeben, dann erst wäre der Fehler recht groß geworden; so aber erhielten sie die Ehre ihres Volkes, erlangten selbst durch diese Niederlage einen Ruhm, wie ihn oft nicht einmal ein Sieg geben kann, machten die Schweizer gefürchtet, und retteten durch ihren Heldentod das Vaterland von dem Einfalle der Franzosen.

31.

Der bestrafte Spott.

Ao. 1444.

Ritter Burkard Mönch von Landskron war ein heftiger Feind der Schweizer, er hatte im Namen der Oestreicher die Reise zum Könige von Frankreich gemacht, und ihn um Hülfe gebeten, er hatte die Franzosen auf dem Marsche als Wegweiser begleitet. Nach der blutigen Schlacht bey St. Jakob ritt er mit andern Edelleuten auf der Wahlstatt umher, um die Leichname der gefallenen Schweizer zu betrachten, an deren Niederlage er nicht wenig Vergnügen hatte. Spottend und hohnlachend rief er seinen Begleitern zu: „heut baden wir in Rosen!" da ergriff ein schwerverwundeter Eidgenoß einen Stein, der Zorn erneuerte seine Kräfte, er schleuderte ihn gegen des Ritters Kopf, indem er ausrief: „da friß eine der Rosen!" der Ritter hatte das Visier an seinem Helme geöffnet, damit er freyer umhersehen könnte, der Stein traf ihn mitten ins Gesicht, zerschmetterte ihm Augen, Nase und Mund; blind und sprachlos sank er vom Pferde und starb am dritten Tag darauf.

Es ist schändlich des Besiegten und Wehrlosen zu spotten; grosse Seelen ehren den tapfern Feind, und gegen Todte hört der Haß auf.

Spott ist aber auch gefährlich, denn der Beleidigte wird dadurch zum äussersten getrieben, wie Burkard Mönch es hier erfuhr.

32.

Nur der Unschuldige ist ruhig.

Ao. 1458.

Die Eidgenossen waren im Jahre 1458 gegen Constanz gezogen, um den Schimpf zu rächen, der dort bey einem Freyschiesset einem Luzerner wiederfahren war. Nachdem sie das Städtchen Weinfelden im Thurgau eingenommen, verbreitete sich über ihre Gegner ein solcher Schrecken, daß sie Frieden zu erhalten suchten, und die Sache mit Geld abbüßten. Hierauf zogen die Eidgenossen wieder nach Haus; Uri, Schwyz und Unterwalden nahmen ihren Weg über Rapperschwyl, die Zürcher über Winterthur, welche beyden Oerter noch immer den Herzogen von Oestreich gehörten. Zu Rapperschwyl wünschte ein Theil der Einwohner schweizerisch zu werden, und ermunterte die Truppen der 3 Kantone, welche da das Nachtquartier genommen hatten, sich der Stadt zu bemächtigen, was dann auch geschah. Die Nachricht von dieser Begebenheit kam in der Nacht nach Winterthur, wo die Zürcher Herberge genommen

hatten und in tiefem Schlafe lagen. Da schrieen viele Winterthurer: „Die Zürcher würden es ihrer „Stadt eben so machen, wie es die andern Schwei„zer zu Rapperschwyl gemacht hätten. Man müsse „ihnen zuvorkommen, man solle sie in den Betten „überfallen und niedermachen.“ Aber die sanfteren und verständigeren sagten: „Der stille Schlaf der „Zürcher sey ein Zeichen, daß sie nichts Böses im „Sinne haben, wer auf bösen Gedanken umgehe, „sey nicht so ruhig. Um aber hierüber sicher zu „seyn, solle man zu den Hauptleuten vor's Bette ge„hen und ihnen anzeigen, was zu Rapperschwyl ge„schehen sey. Zugleich solle man ihnen sagen, daß „man von ihnen hoffe, sie seyen als Freunde in die „Stadt gekommen, und werden sie auch als Freunde „wieder verlassen. Dabey sollte man nur auf ihre „Mienen Achtung geben, so würde man leicht sehen, „wie sie gesinnet wären.“ Dieser menschliche und kluge Rath wurde befolget, die aufgeweckten Hauptleute versicherten, daß sie nichts feindseliges im Sinne hätten, und verbürgten sich für die Treue ihrer Soldaten. Am Morgen schied man zufrieden und freundlich von einander.

Man muß nicht immer gleich das schlimmste argwohnen, und nicht gleich die härtesten Mittel gebrauchen, man kann vorsichtig seyn, ohne grausam zu werden. Hätten die Winterthurer dem Rathe jener heftigen und rohen Menschen gefolgt, und die schla-

fenden Zürcher umgebracht, welche Schande hätten sie dadurch auf ihre Stadt geladen, und welche harte Rache würden sie sich von den übrigen Zürchern zugezogen haben. Gebrauche, so lange du kannst, Güte, und folge gern verständigem Rathe.

Es ist wahr, nur der Unschuldige ist ruhig; wer Böses im Sinne hat, ist voll Unruhe, er fürchtet immer entdeckt zu werden, der kleinste Zufall setzt ihn in Schrecken. Hüte dich also vor solchen Handlungen, die du nicht offenbaren darfst, und wenn ein Vorsatz, den du hast, dich unruhig und furchtsam vor den Leuten macht, so traue ihm nicht, sondern frage lieber die Deinigen um Rath darüber.

33.

Grosse Noth der schweizerischen Besatzung in Iferten.

Ao. 1476.

Bald im Anfange des Burgundischen Krieges hatten die Schweizer Iferten eingenommen, welches dem Grafen von Romont gehörte; sie liessen eine Besatzung darinn, unter dem Luzernischen Hauptmann Albin von Sillinen, während sie den Winter über nach Hause zogen. In den ersten Tagen des Jahres 1476 erscholl die Nachricht: Karl von Burgund sey

gerüstet, mit einer übergrossen Macht in die Schweiz einzufallen; da gedachten die Bürger von Iferten, wie sie ihre Stadt dem Grafen von Romont wieder überliefern könnten. Also schickten sie heimliche Boten zu ihm, um die Zeit und die Art der Ueberlieferung zu verabreden. Man wählte dazu die Nacht vom 12ten auf den 13ten Jenner. An dem Tage, welcher dieser Nacht voranging, übergab Albin von Sillinen das Commando seinem Nachfolger, durch den er abgelöst wurde, und rüstete sich zur Heimreise. Die Bürgerschaft schenkte ihm zum Abschiede, als ein Zeichen ihrer Ergebenheit, Wein, der ward mit der Besatzung vertrunken. Dann überließ sich die Besatzung ruhig und sorglos dem Schlafe, nicht mit derjenigen Vorsicht, welche in Feindes Land immer nöthig ist. Die Mitternacht rückte heran, die Bürger hatten 2 Häuser, welche an der Stadtmauer lagen, durchbrochen, durch diese Oeffnung kam der Graf von Romont mit 1500 Mann in die Stadt. Schnell vertheilten sich diese durch die Gassen, machten Lärm und schrieen: „hier Burgund, die Stadt ist unser!" Da fielen die Bürger über die Schweizer her, welche bey ihnen im Quartiere waren; 5 wurden im Wirthshause im Schlafe ermordet, die übrigen sprangen auf, und rannten, so wie sie waren, viele nur im Hemde auf die Gassen, schlugen mit ihren Hellebarten um sich, und sammelten sich zu einander; Hans Schürpf, ein Luzernischer Rathsherr, übernahm den Befehl des Haufens. Bey 4 Stunden schlugen sie sich in den Gassen herum, endlich bahnten sie sich einen Weg zum

Schlosse, wo Hans Müller von Bern, der 2te Hauptmann, sich mit grosser Anstrengung gegen die feindliche Uebermacht wehrte. Er ließ seine Gefährten herein und schloß die Fallbrücke. Aber nun bemerkten die Schweizer, daß noch 6 von den ihrigen unter den Feinden zurückgeblieben und in grosser Noth waren, diese wollten sie nicht im Stiche lassen; noch einmal öffneten sie die Fallbrücke, stürmten heraus und retteten ihre Gefährten. Jetzt forderte der Graf von Romont das Schloß auf, und drohete allen den Tod, wenn sie sich nicht ergeben. Aber sie blieben unerschrocken, zerbrachen darinnen die Oefen, und warfen die Steine auf die Feinde herunter. Die Bürger von Iferten trugen in Menge Stroh herbey, um die Schloßgräben mit demselben zu füllen und es dann anzuzünden, damit das Feuer auch das Holzwerk am Schlosse ergreiffe. Plötzlich drangen die Schweizer heraus, trieben die Feinde auseinander, trugen aus den benachbarten Häusern, was irgend an Lebensmitteln vorräthig war, in's Schloß, zogen auch eine Feldschlange, die die Feinde gegen sie gebrauchen wollten, herein. Dann schickten sie einen Boten nach Bern mit der Nachricht, sie wollten sich halten, bis man ihnen Hülfe schicken könne. Unterwegs erzählte der Bote von der Begebenheit, da eilte der Bernerische Hauptmann, welcher in Peterlingen war, mit 80 Mann seinen Landsleuten zu Hülfe. Als die Bürger von Iferten diesen Haufen heranahen sahen, hielten sie ihn für den Vortrab der Eidgenossen, geriethen in Schrecken, nahmen das Beßte aus ihren Häusern zu

sich, und flohen mit Weib und Kind, sammt dem Grafen von Romont und seinen Soldaten; nur 3 Männer blieben zurück, die an dem Versuche die Stadt zu überliefern, keinen Antheil genommen hatten.

Der Kriegsmann muß stets auf seiner Hut seyn, und sich nie einer sorglosen Ruhe überlassen, denn der Feind lauert auf jede gute Gelegenheit, und der Unvorsichtige kommt in grosse Noth.

Unerschrockenheit hilft aus mancher Gefahr; ohne den schnellen Entschluß der Schweizer, ohne ihre grosse Tapferkeit, wären sie alle verlohren gewesen, so aber behaupteten sie sich mit Ehre.

Welch ein treues Zusammenhalten war doch unter diesen wackern Männern! so lange sie noch einige der Ihrigen in Gefahr sahen, hatten sie keine Ruhe; obschon sie selbst sich eben mit Mühe durchgeschlagen hatten, so drangen sie doch auf's neue unter die Feinde, um auch die Zurückgebliebenen noch zu retten.

Nur der Gedanke, daß man eine edle That verrichte, macht beherzt, das Gegentheil macht verzagt! die Bürgerschaft eines ganzen Städtchens und mit ihr noch 1500 Soldaten, vermochten nicht einmal 70 herzhaften Männern Meister zu werden, sie flohen alle vor ihnen, und verliessen bey dem Herannahen eines kleinen Haufens sogar die Stadt.

34.

Hadrian von Bubenberg.

Unter den Geschlechtern, die der Stadt Bern von Anfang her gedient, und sie hatten groß machen helfen, zeichneten sich besonders die Bubenberge aus. Cuno von Bubenberg leitete im Jahre 1191 den Bau der Stadt; seine Nachkommen standen in ununterbrochener Reihe als grosse Feldherren und Staatsmänner der Republick vor, zwölf von ihnen bekleideten das Schultheissen-Amt, alle dienten dem Vaterlande mit freudigem Muthe und willigem Herzen in Krieg und Frieden, und opferten Gut und Blut für dasselbe. Auch wurde das Haus von Bubenberg immer als das erste und verdienteste des bernerschen Staates angesehen.

Aus diesem Geschlechte war Hadrian, in seiner Jugend kam er als Edelknabe an den Hof Herzogs Philipp des Guten von Burgund, wo er eine ausgezeichnete Bildung erhielt, er glänzte in den burgundischen Turnieren, wurde mit Ehre ausgezeichnet, und späterhin, da er Proben seiner kriegerischen Tapferkeit abgelegt hatte, von dem Sohne dieses edeln Fürsten zum Ritter geschlagen.

Im Jahre 1468 wurde Hadrian Schultheiß der Republick Bern, und im Jahre 1473 bekleidete er diese Würde zum zweyten Male. Um diese Zeit fing die gute Nachbarschaft, die so lange zwischen

Burgund und der Schweiz bestanden hatte, an, gestört zu werden. Philipp der Gute war gestorben, sein Sohn Karl, mit dem Zunamen der Kühne, ward Herzog von Burgund, ein kriegs- und länderlustiger Herr. Zu ihm kam Siegmund von Oestreich, der mit den Schweizern unglücklich Krieg geführt hatte, und ihnen nun gerne mächtigere Feinde auf den Hals laden wollte; er stellte dem Herzoge vor: „diese Leute seyen Friedensstörer, Aufrührer „und Fürstenfeinde," und verpfändete, um das Geld zu bekommen, welches er den Schweizern laut dem Friedensschlusse zahlen mußte, an Burgund das Frikthal und andere der Schweiz angrenzende Herrschaften. Ueber diese Pfand-Herrschaften setzte Karl den Herrn von Hagenbach zum Vogt, dieser fing bald mit den Schweizern Grenzstreitigkeiten an, und that ihnen sonst noch viel widriges; die Klagen darüber fanden beym Herzoge langsames Gehör. Das vernahm mit vieler Freude Ludwig XI. König von Frankreich, ebenderselbe, welcher in seiner Jugend bey St. Jakob die Tapferkeit der Eidgenossen erfahren hatte, ein listiger Mann und Karls unversöhnlicher Feind; er dachte darauf, wie er sich die Schweizer zu Freunden machen wollte, und hoffte es bald dahin zu bringen, daß das Mißverständniß zwischen Burgund und der Schweiz in offenbaren Krieg ausbreche. Mehrere französische Gesandtschaften kamen zu den Eidgenossen, und erzählten ihnen viel von des burgundischen Herzogs bösen Absichten, und wie hingegen der König ihnen wohlwolle, wie er sie mit

Geld unterstützen werde, und von ihren tapfern Soldaten in seinem Dienste zu haben wünsche.

Die freundlichen Reden der Franzosen, ihre schönen Versprechungen machten grossen Eindruck bey den Schweizern, und besonders auch zu Bern, wo ein damahliger Schultheiß ihre Bewerbungen eifrig unterstützte. Es waren aber auch viele scharfsichtige Männer da, die wohl einsahen, daß es mit der französischen Freundschaft gar nicht im Ernste gemeint sey, daß der König die Schweizer nur brauchen wolle, um seinen Feind zu schwächen, und daß überhaupt solche Verbindungen mit fremden Mächten für die Schweiz schlimme Folgen haben würden. Vor allen redete dagegen Hadrian von Bubenberg. Er erinnerte sich gerne seiner am burgundischen Hofe zugebrachten Jugend, und der dort genossenen Wohlthaten, er gedachte an die freundschaftlichen Gesinnungen, die der alte Herzog durch eine lange Reihe von Jahren den Bernern bewiesen, und wollte, wenn es möglich wäre, das alte gute Vernehmen auch mit dem Sohne fortsetzen; überdieß kannte er den König Ludwig, und destoweniger traute er ihm. Bubenbergs kräftige Vorstellungen machten wohl seine Landsleute für den Augenblick kälter gegen die Franzosen, aber wenn wieder eine Gesandtschaft von Ludwig kam, so verwischten ihre angenehmen Reden und das mitgebrachte Geld diesen Eindruck bald wieder. Endlich ließ der König den Eidgenossen ein förmliches Schutz- und Trutz-Bündniß und jedem Kanton einen jährlichen Geldgehalt anbieten. Noch einmal erhob

sich Bubenberg, noch einmal warnte er: „bis jetzt „war unser mannhaftes und biederes Volk arm, „mit Weichlichkeit unbekannt, jeder diente dem Va„terlande ohne Bezahlung; wollen wir nun dieses „Volk um Geld in des Königs Dienste geben? eines „Fürsten, dem Wort und Recht nichts, Volk und „Geld alles sind. Und wozu das Geld? unsere Väter „nahmen kein Geld von Fürsten, und doch haben „sie das prächtige Münster gebaut, haben das Ober„land, das Seeland und das Aargau erobert. Sie „wohnten klein; aber das Vaterland ward groß, sie „assen mit ihren Freunden, was das Feld und die „Heerde ihnen gab; werden wir aus dem Blutgelde „der Könige auch so froh schwelgen?" Aber Bubenbergs Rede missfiel, er wurde beschuldigt den Burgundern allzugünstig, ja wohl gar von ihnen bestochen zu seyn, er wurde von den Geschäften entfernt, das Bündniß mit Frankreich geschlossen. (1474.)

Der Krieg mit Burgund fing an, Niklaus von Dießbach zog mit dem bernerischen Heere über den Jura, und die französisch gesinnte Parthey wußte es in Bern dahin zu bringen, daß Bubenberg gewaltsam aus dem Rathe entfernt, und genöthigt ward, sich auf seine Güter zurückzuziehen. Er ging nach Spietz, seinem Schlosse am Thunersee, tief betrübt, daß seine Vaterlandsliebe so verkannt worden.

Nachdem die Eidgenossen eine Zeitlang in Burgund glücklich gefochten, mehrere Oerter erobert und reiche Beute gemacht hatten, gingen sie wieder über

den Jura zurück; aber Karl drang in den ersten Tagen des Jahrs 1476 mit einem grossen Heere durch die Pässe dieses Gebürges in die Schweiz, und lagerte sich in der Gegend von Granson. Da erkämpften die Schweizer den glorreichen Sieg bey Granson und zugleich ungeheure Reichthümer, die in des Feindes Lager gefunden wurden. Doch war des Herzogs Macht immer noch groß und furchtbar, er sammelte bey Lausanne ein neues Heer, grösser als das vorige, man zählte 60,000 Mann mit hundert und fünfzig Kanonen; alle diese setzten sich in Bewegung gegen Bern und Freyburg; des Sieges war der Herzog so gewiß, daß er bereits die Häuser und Güter der Vornehmen zu Bern und Freyburg verschenkte.

Beym Anzuge dieser ungeheuern Macht, die dem Vaterlande den Untergang drohete, ruften die Berner alle ihre waffenfähige Mannschaft unter die Panner. Da erschien auch Hadrian von Bubenberg, in der Noth des Vaterlandes vergaß er das erlittene Unrecht, und trat als gemeiner Reisiger in die Reihen seiner Mitbürger. Mit Jubel wurde der grosse Mann aufgenommen, und die Regierung, die im Rathe seine Vorliebe für Burgund gefürchtet hatte, trug kein Bedenken, ihm sogleich das wichtigste Commando zu übertragen, er sollte als Befehlshaber der Besatzung von Murten, dieses Städtchen, welches auf der bedroheten Seite Berns Vormauer war, vertheidigen, um da das ganze burgundische Heer auf-

zuhalten, während die Eidgenossen mühsam ihre Streitkräfte sammelten.

Die Besatzung wurde, wie einst die von Laupen, ausgelesen, aus jedem Hause ein Vater, Sohn oder Bruder, es waren 1500 Mann; Bubenberg führte sie nach Murten, wo sich noch 80 Freyburger unter Wilhelm von Affry mit ihnen vereinigten. Das Städtchen wurde eilends befestigt und mit Waffen und Lebensmitteln versehen. Nicht lange, so erschien von Wiflisburg her das ungeheure Heer der Burgunder. Bubenberg berichtete sofort nach Bern: „der „Herzog von Burgund stehe ihm mit aller seiner „Macht gegenüber; aber Bern solle sich nicht fürch„ten, solle sich nicht übereilen, sondern alle Eidge„nossen zu einem entscheidenden Schlage erwarten. „Er wolle Murten behaupten." Im Städtchen versammelte er die Besatzung und die Einwohner, zeigte ihnen, wie wichtig Murtens Erhaltung für das ganze Vaterland wäre, und ließ sie dann schwören, denjenigen zu tödten, der ein kleinmüthiges Wort hören lasse, sey er wer er wolle.

Murten wurde nun von den Burgundern eingeschlossen, und nachdem Bubenberg die Uebergabe abgeschlagen hatte, heftig beschossen und bestürmt. Unter den beständigen Schüssen fiel ein grosses Stück der Mauer zusammen, mit Siegesgeschrey liefen die Burgunder herbey, um einzudringen. Aber unverzagt wehrte die Besatzung sie ab; Karl wollte nicht abstehen, er ließ Leitern herbeytragen, und immer

frische Soldaten anlaufen. Acht Stunden aneinander dauerte der wüthende Sturm, und beynahe übermenschlich war die Gegenwehre Bubenbergs und seiner Gefährten. Endlich da schon 700 Burgunder getödtet waren, liessen sie für dießmal vom Sturme ab. Er wurde an einem der folgenden Tage, doch nicht mit besserem Erfolge, wiederhohlt. Die Mauern von Murten waren bereits von den vielen Kugeln ganz durchlöchert, und immerfort krachte der Donner des Geschützes, daß man es in Bern deutlich hörte. Da wurde manchem bange in Bern, Bubenberg könne sich nicht länger halten, aber nachdem er bereits 10 Tage und 10 Nächte sich gegen die 60,000 gehalten, schrieb er nach Bern: „so lange eine Ader „in uns lebt, giebt keiner nach.“ Alle Versuche der Burgunder vereitelte er, und hielt eine solche Ordnung in dem belagerten Orte, daß jedem Zufalle gleich aufs Beßte begegnet wurde; was am Tage beschädigt worden, wurde des Nachts ausgebessert; die Thore ließ Bubenberg während der ganzen Belagerung nicht schliessen; damit seine Leute auf nichts als auf ihre Tapferkeit hoffen sollten.

Endlich erschien am 22sten Brachmonat das eidgenößische Heer vor Murten, Waldmann und Hallwyl führten es, es kam zu einer fürchterlichen Schlacht, im entscheidendsten Augenblicke machte Bubenberg mit seiner Besatzung einen Ausfall, und brachte den Feind in Verwirrung, die Burgunder wurden gänzlich geschlagen, Karl verlohr den beßten Theil seines Heeres

res und mit demselben Muth und Hoffnung. Zu Grunde gerichtet, beschimpft, in Verzweiflung floh er in seine Länder.

Bubenberg zeigt uns, wie der Mann handelt, der von wahrer Vaterlandsliebe erfüllt ist. Es haben oft Männer, die von ihren Mitbürgern beleidigt, oder nicht so geehrt worden waren, wie sie glaubten es verdient zu haben, sich dem Dienst des Vaterlandes entzogen, haben ihm wohl gar Böses gewünscht und sich zu dessen Feinden geschlagen; diesen war also die Eitelkeit lieber als das Vaterland. Nicht so Bubenberg, er, der auf eigene Kosten mehrere Gesandtschaften besorgt, der im Dienste der Stadt grosse Summen aus seinem eigenen Vermögen aufgewendet hatte, sah mit grossem Schmerze den Undank, womit seine Dienste belohnt wurden; aber sobald ihn das Vaterland nöthig hat, vergißt er alles andere und eilt zu seinem Dienste. Das ist wahre, uneigennützige Vaterlandsliebe.

Diene dem Vaterlande, wie du kannst, in welcher Stelle es immer sey; Bubenberg wollte als gemeiner Soldat fürs Vaterland streiten, wenn nicht die Regierung, die seine Kriegserfahrung kannte, ihm eine so hohe und wichtige Stelle übergeben hätte.

Welche Achtung mußte sich der Mann unter seinen Mitbürgern erworben haben, daß sie ihm, den

sie doch zuvor beleidigt hatten, in der Noth gleich mit vollem Zutrauen den wichtigsten Platz übertrugen, einen Platz von dem so viel abhieng; darum sey stets brav und redlich, so werden dich auch diejenigen achten und ehren müssen, die dir sonst nicht ganz wohlwollen.

35.

Der Verräther wird verachtet.

Ao. 1477.

Karl von Burgund belagerte Nancy, die Hauptstadt von Lothringen; Renatus, Herzog von Lothringen, eilte in die Schweiz, um Hülfe bey den tapfern Männern zu suchen, mit denen er schon in der Murtenschlacht gegen Burgund gestritten hatte. Ueber 8000 Schweizer zogen ihm bey herber Kälte zu; in den ersten Tagen des Jahres 1477 kamen sie in der Gegend von Nancy an. Groß war schon die Noth in der belagerten Stadt, aus Mangel andern Fleisches hatte man sich schon geraume Zeit mit Pferdefleisch beholfen, jetzt wurde sie auch auf's heftigste beschossen, und bestürmt, so daß Renatus fürchtete, sie würde sich nicht länger halten können. Also führte er gleich nach der Ankunft der Eidgenossen am 5ten Jänner seine Truppen, an der Zahl bey 20,000, in Schlacht-

ordnung heran, um den Herzog von Burgund zu zwingen, die Belagerung der Stadt aufzuheben. Karl, gegen den Rath seiner erfahrensten und getreusten Hauptleute, wollte es auf eine Schlacht ankommen lassen und ordnete seine Leute. Unter seinen Hauptleuten stand bey ihm in ganz vorzüglichem Ansehen der neapolitanische Graf Campobasso. Vierzigtausend Dukaten hatte ihm der Herzog ausgezahlt, um eine Compagnie von 400 italiänischen Kriegern anzuwerben, und eine grosse Summe gab er ihm zu deren jährlichem Unterhalte. Nichtsdestoweniger war Campobasso treulos an dem Herzoge. Er hatte schon einmal dem Könige von Frankreich den Vorschlag machen lassen, um 100,000 Cronen und eine Grafschaft seinen Herrn umzubringen, und das gleiche hatte er jetzt wieder dem Herzoge Renatus um 20,000 Thaler und eine Grafschaft angeboten. Diesen Campobasso mit seiner italiänischen Reiterey stellte Karl auf seinen rechten Flügel. Plötzlich vor Anfang der Schlacht verließ Campobasso mit seinen Leuten den ihm angewiesenen Platz, und ging zu dem Herzoge von Lothringen über. Renatus redete darüber mit den Eidgenossen, aber die wackern Krieger antworteten: „an „der Seite eines Verräthers wollten sie nicht streiten, „solches hätten ihre Väter nie gethan, und sie wollen „ihre Ehre auf solche Weise nicht beflecken.“ Also mußte der Ueberläufer von ihnen weg, er zog weit vom Schlachtfelde an einen Ort, wo er den Burgundern, wenn sie fliehen würden, auflauern wollte. In der That hatten die Schweizer die Hülfe des Ver-

räthers nicht nöthig, schon der Schall ihrer Schlacht-hörner erschreckte die Feinde beym Angriffe und erinnerte sie an die verderblichen Tage bey Murten und Granson, so daß vielen der Muth entfiel. Der Sieg war nicht zweifelhaft, die Burgunder flohen, Karl selbst, der kühne, einst so gefürchtete Herr, wurde auf der Flucht erschlagen.

Der Verräther wird von jedem rechtschaffenen Manne verachtet und verabscheuet, und wenn man auch bisweilen ihn für eine Zeitlang freundlich aufzunehmen scheint, und ihn vielleicht sogar ehret, so ist es doch nur für so lange, als man ihn nöthig hat, nachher verstoßt man ihn wieder, wie er es verdient, und überläßt ihn der Verachtung, das beweisen so viele Beyspiele. Am beßten und schönsten ist es aber, wenn man sich mit Verräthern gar nicht einläßt, wenn man sie flieht und verabscheuet, gleich als giftige Schlangen; so machten es die biedern Schweizer und sie erhielten ihre Ehre unbefleckt.

36.

Niklaus von Flüe.

Ao. 1481.

Niklaus von Flüe, ein Unterwaldner, wurde im Jahre 1417 von angesehenen Eltern im Dorfe Kerns gebohren. Sein eigentlicher Familien-Name war Löwenbrugger. Als Knabe zeichnete er sich durch seine Freundlichkeit und Wahrheitsliebe aus, und seine Bekannten rühmten von ihm, daß sie nie ein unanständiges oder unwahres Wort aus seinem Munde gehört hätten. Als er erwachsen war, that er Kriegsdienste, und übernahm nachher eine Rathsstelle. So nützte er seinem Vaterlande lange zu Haus und im Felde. Endlich beschloß er im 50sten Jahre seines Alters sich von den Menschen zu entfernen, und in der Stille als Einsiedler zu leben. Nicht ohne Schmerz trennte er sich von seiner Frau und von seinen Kindern; er hatte 5 Söhne und 5 Töchter; alle nahmen mit Thränen in den Augen Abschied von dem guten und geliebten Vater. Zu seinem Aufenthalte wählte er sich den Ranft, eine wilde Bergschlucht im Melchthale. Hier wohnte er zuerst in einer Höhle; Jäger aber, die ihn da fanden und den frommen Mann hoch achteten, bauten ihm ein Hüttchen. Er wurde häufig von seinen Landsleuten besucht; alle nahm er freundlich auf, und ermahnte sie zu fleißigem Gebete, zur Gottesfurcht und Arbeitsamkeit. Keiner ging ungetröstet von

ihm, keiner ohne gute Vorsätze. Er selbst kam fleißig in die Kirche nach Saxeln, um da vereint mit seinen Landsleuten zu beten, und besuchte bey dieser Gelegenheit seine Kinder, die er stets zu einem gottgefälligen Leben ermunterte. Der Ruf von dem frommen Bruder Claus verbreitete sich durch die ganze Schweiz; alles redete mit Achtung von ihm. Dieses Ansehen, das sich der rechtschaffene Mann erworben hatte, wurde dem ganzen Vaterlande nützlich. Denn als im Jahre 1481 zwischen den acht eidgenößischen Orten über verschiedene Angelegenheiten Streitigkeiten entstanden, wo jeder Theil sich heftig gegen den andern erzürnte und sein Recht mit Gewalt zu behaupten drohte, so wurde eine Tagsatzung zu Stanz gehalten, um zum letzten Male zu versuchen, ob man nicht die Streitigkeiten im Frieden ausmachen könnte. Die streitigen Dinge waren aber diese: die Städte, nämlich Zürich, Bern, Luzern, begehrten, daß die Beute aus den burgundischen Kriegen nach der Zahl der Mannschaft vertheilt werde, die jeder Kanton gestellt habe; die übrigen hingegen wollten, daß jeder Kanton, klein oder groß, gleichen Antheil haben sollte; ferner hatten die Städte ein besonderes Bündniß mit Freyburg und Solothurn geschlossen; die drey Länder behaupteten: es gezieme nicht, neben dem eidgenößischen Bund solche besondere Verbindungen zu haben; sie sollten das Bündniß wieder aufgeben. Es wurde viel und mit Heftigkeit über die Sache gesprochen und gestritten, statt sich zu vergleichen, wurden die Gesandten immer erzürnter, immer erbitterter, gingen endlich in der dritten Sitzung

von Zorn entflammt, unverrichteter Sachen auseinander und es erscholl durch den Flecken Stanz das Geschrey: „der letzte Tag der Schweiz sey gekommen. Was „Oestreich und Burgund nicht gelungen sey, den Bund „der Eidgenossen zu zerstören, das werden diese jetzt „selber thun.“ Als der Pfarrer zu Stanz, Hermann im Grund, ein frommer Mann, dieß alles hörte und sah, lief er noch in der Nacht in den Ranft, und bat den Bruder Claus, eilends nach Stanz zu kommen und durch sein Zureden die Gesandten zum Frieden zu bewegen. Er kam erst um die Mittagsstunde nach Stanz zurück; schon rüsteten sich die Gesandten in ihren Herbergen zur Abreise. Mit Thränen in den Augen bat er sie, sie möchten doch noch den Nachmittag abwarten, weil Niklaus von Flüe zu den versammelten Eidgenossen zu reden wünschte. Sie willfahrten ihm, und traten noch einmal auf dem Rathhause zusammen, da erschien der fromme Einsiedler. Bey dem Anblicke des ehrwürdigen Greises stunden alle von ihren Sitzen auf, er aber sprach zu ihnen: „liebe „Herren, ich komme aus meiner Einöde, und weiß „nichts von menschlicher Weisheit, aber Gott hat „mich geleitet. Ihr Städte, laßt euere einseitigen „Verbindungen fahren, sie bringen nur Verwirrung. „Ihr aus den Ländern, erinnert euch, welchen Beystand die Städte Solothurn und Freyburg euch im „burgundischen Kriege geleistet, und nehmt sie in euern „gemeinschaftlichen Bund auf. Mit Bedauern habe „ich vernommen, daß ihr, anstatt Gott für euere „Siege zu danken, über die dadurch erhaltene Beute

„streitet. Theilet lieber in Zukunft eroberte Länder „nach der Zahl der Kantone, und die bewegliche „Beute nach der Zahl der anwesenden Mannschaft. „Vereiniget alle euere besonderen Bündnisse in ein all„gemeines Band der Liebe und Ordnung. Der Herr „sey mit Euch!" Die Gesandten hörten gerührt seinen Worten zu; was vorher oft, aber vergebens, vorgeschlagen worden war, machte jetzt aus dem Munde des hochverehrten Mannes einen ganz besondern Eindruck. Mit Dank nahmen sie Abschied von ihm, vereinigten sich noch in derselben Stunde über die Gegenstände des Zwistes, und machten wenige Tage darauf einen Vertrag, worinn alle Streitigkeiten beygelegt und Freyburg und Solothurn in den Bund aufgenommen wurden.

Niklaus starb sechs Jahre darauf, im siebenzigsten Jahre seines Alters; in der ganzen Schweiz und in der Nachbarschaft wurde ihm eine Todtenfeyer gehalten.

Wie viel vermag doch ein tugendhafter, geschätzter Mann. Es ist nicht gleichgültig, wie andere von uns denken, wir müssen uns durch ein untadelhaftes Leben die Achtung unserer Mitbürger erwerben, dann kann ein Wort, ein Rath von uns oft für hunderte nützlich werden. Was Niklaus von Flüe den Gesandten sagte, war ihnen vorher oft vorgestellt worden, aber aus seinem Munde machte es jetzt wunderbaren Eindruck auf sie. Er erhielt die Eintracht un-

ter den Schweizern, und diese allein konnte dieselben als freyes Volk erhalten. Das Volk, welches fest zusammen hält, wo alle für einen zusammen stehen, wo sich keiner durch Vorspiegelungen und scheinbaren Nutzen von andern trennen läßt, wird nie unterdrückt werden. Ehrlicher Bruder Claus, noch jetzt gedenkt jeder Schweizer, der an dein Grab kommt, mit dankbarem Herzen an dein vaterländisches Bemühen.

37.

Uebergang der Schweizer über den Rhein.

Ao. 1499.

Verschiedene Beleidigungen und Streitigkeiten hatten im Jahre 1499 zwischen dem Kaiser Maximilian und den Eidgenossen einen Krieg entzündet, der, weil er auf den Grenzen des Schwabenlandes geführt wurde, und die schwäbische Ritterschaft und Städte besonders eifrigen Antheil daran nahmen, der Schwabenkrieg heißt.

Im Anfange desselben machten die Schweizer, wie sie schon öfter gethan hatten, einen Uebergang über den Rhein, ehe derselbe in den Bodensee fließt. In Reihen gestellt und wohlgeordnet wagten sie sich in den Fluß, der dießmal grösser als sonst um diese

Jahrszeit war, so daß das Wasser den Durchwatenden bis an die Schultern, ja bis an's Kinn reichte. Nichts destoweniger arbeiteten sie sich muthvoll hindurch, und schon hatten die vordersten das jenseitige Ufer erreicht, als plötzlich das Gerücht sich verbreitete, die Feinde seyen im Anzuge. Es hatten nämlich die feindlichen Reuter, welche zur Beobachtung aufgestellt waren, sich dem Flusse genähert, um die Anzahl und Verfassung der durchwatenden Schweizer auszukundschaften, und den ihrigen Bericht zu bringen. Diese Reuter hielt man für die Vorhut des herannahenden Feindes. Da befahlen die schweizerischen Hauptleute den ihrigen, Halt zu machen, denn sie hielten es für unbesonnen, weiter vorwärts zu gehen, ehe sie über den Feind Kundschaft eingezogen hätten, und schändlich, umzukehren, ohne den Feind gesehen zu haben. Also blieben alle Schweizer auf das Gebot ihrer Hauptleute stehen, jeder an dem Orte, wo er sich eben befand, die vordersten auf dem feindlichen Ufer, die übrigen im Wasser, alle in ihrer Ordnung. Es war aber im Hornung und der Rhein führte grosse Eisstücke, so daß sie beständig diese Eisschollen mit den Spiessen von sich abwehren und zwischen den Reihen durchleiten mußten, um nicht von denselben beschädigt zu werden. So stuhnden sie ohne Murren, beynahe 2 Stunden, bis endlich die Nachricht kam, es sey kein Hinterhalt zu befürchten, worauf sie den Uebergang vollendeten.

Ein solches Muster von Kriegszucht ist vielleicht an keinem andern Volke gesehen worden. Der Soldat muß nothwendig dem Offizier gehorchen mit willigem Gemüthe, und ohne es besser wissen zu wollen.

Mit solchen Männern wird aber auch viel verrichtet, jeder faßt Zutrauen zu dem andern; der Feind hingegen erschrickt, wenn er solchen Gehorsam, solche Entschlossenheit sieht.

38.

Auch der Feind ehrt Tapferkeit.

Ao. 1499.

In eben diesem Kriege machte ein starker Trupp Feinde, 15000 Mann zu Roß und zu Fuß, von Feldkirch aus, einen Einfall über den Rhein in das Schweizergebiet, und verbrannte das grosse Dorf Gams mit einigen andern. Die eidgenößischen Besatzungen da herum eilten zwar gleich zusammen, und thaten dem Feinde so tapfern Widerstand, daß sie 150 derselben erlegten. Sie waren aber zu schwach, und mußten sich in das Städtchen Werdenberg zurückziehen. Auf diesem Rückzuge wurde Hans Wala, ein Glarner, von den übrigen getrennt. Zwanzig Reuter sprengten gegen ihn an, er aber ersah einen Platz, wo er nicht von hinten angegriffen

werden konnte. Da wehrte er sich mit seinem langen Spiesse so tapfer, daß er bereits 3 Reuter aus dem Sattel geworfen hatte. Diese ausgezeichnete Tapferkeit bewunderte Herr Niklaus von Brandis, einer aus den Feinden, ritt auf ihn zu und rief: „Er habe genug gethan, er müßte doch zuletzt übermannet werden, er sollte sich ergeben, das Leben „solle ihm zugesichert seyn.“ Ihm ergab sich Hans Wala. Der Ritter nahm ihn hinter sich aufs Pferd, führte ihn mit sich nach Feldkirch, und erzählte allen von der Tapferkeit dieses Mannes, wodurch allgemeine Bewunderung erregt wurde. Zu Feldkirch stellte der Herr von Brandis dem Wala einen Brief über seine mannhafte That aus, verwahrte ihn mit seinem Siegel, und sandte hierauf den Mann frey zu den Seinigen zurück. Die Eidgenossen aber wollten sich an Großmuth nicht übertreffen lassen, und schickten dem Herrn von Brandis seinen Sohn, der bey Eroberung des Schlosses Valduz gefangen worden war, ohne Lösegeld zurück.

Muth und Unerschrockenheit errettet, wo die Furcht ins Verderben stürzt. Der Tapfere wird selbst von den Feinden geachtet, und findet Edle, die ihn zu erhalten wünschen.

Edles Betragen auf einer Seite weckt gewöhnlich auch auf der andern großmüthige Thaten, die Eidgenossen liessen es dem Herrn von Brandis nicht unvergolten, daß er an ihrem Landsmanne edel gehandelt hatte.

39.

Heinrich Wolleb.

Ao. 1499.

Als die Nachricht von diesem Einfalle bekannt wurde, zogen alsobald die Eidgenossen von vielen Orten her der angegriffenen Gegend zu, und lagerten sich 7000 Mann stark zu Azmoos am Rhein; ihnen gegenüber, in der Gegend von Feldkirch und Frastenz, stand das feindliche Herr von 15,000 Mann. Die Schweizer, die in allen ihren Kriegen stets ungeduldig waren an den Feind zu kommen, beschlossen, die Kaiserlichen ungeachtet ihrer festen Stellung anzugreifen.

Der Angriff war schwer: die Feinde hatten vom Berge Lanzengast bis an den Illfluß einen Graben gezogen, hinter demselben eine Schanze aufgeworfen, und diese Befestigung noch durch ineinander geschränkte Hölzer verstärkt. Hinter dieser Verschanzung, die Landwehre genannt, stand das feindliche Heer, auf jedem Flügel hatte es eine beträchtliche Anzahl schweren Geschützes, der Berg Lanzengast, der auf der Seite der Landwehre lag, war mit 1500 der auserlesensten Krieger besetzt, die man wegen ihrer Standhaftigkeit den stählernen Haufen nannte, und diesen waren noch 300 Büchsenschützen beygesellt. Die Eidgenossen trugen dem Urner Hauptmann Heinrich

Wolleb, von Urseren, auf, den Berg Lanzengast mit 2000 Mann zu ersteigen, damit sie von dieser Seite her sicher wären, wenn sie die Landwehre stürmten. Wolleb umging den Berg, klimmte auf dessen Hinterseite hinan, wo man keinen Angriff vermuthet hatte, denn der Ort war so steil, daß Wolleb und seine Leute sich kaum mit Hülfe der Spiesse halten und durchs Gesträuch emporwinden konnten. Endlich erreichten sie die Höhe des Berges; die 300 Schützen waren bald in die Flucht geschlagen, aber der stählerne Haufe wich erst nach einer langen und heftigen Gegenwehr. Als er endlich floh, fiel er gerade dem eidgenößischen Gewaltshaufen, der unterdessen bis an die Landwehre vorgerückt war, in die Hände; so daß von 1500 nur 200 entkamen, die sich in dem Wald verbargen. Jetzt überstiegen die Eidgenossen die Landwehre und rückten an das kaiserliche Hauptheer; Wolleb gab den Seinigen den Rath, sich, wenn das feindliche Geschütz abgefeuert würde, auf die Erde zu werfen und hernach, während die Feinde mit dem Laden beschäftiget wären, schnell den Angriff zu machen. Damals war nämlich die Einrichtung bey den Kanonen noch nicht so gut, wie jetzt, und die Leute selbst waren ungeübt, so daß das Laden sehr langsam zuging und von einem Schusse zum andern eine ziemliche Zeit verfloß. Das Geschütz auf dem einen Flügel wurde losgebrannt; eine Menge von Kugeln flog über die am Boden liegenden Schweizer weg, bald darauf ertönte auch das Geschütz vom andern Flügel, dießmal blieb Wolleb aufrecht stehen, um alles besser zu übersehen,

und gleich, wenn es Zeit wäre, den Seinigen das Zeichen zum Angriff geben zu können. Er empfing auf der Stelle eine tödtliche Wunde, aber nicht an sich, sondern nur an das Vaterland denkend, rief er den Seinigen zu: „Wohlan, eilet zum Angriffe, dem Himmel sey für den Sieg gedankt, der euch jetzt nicht mehr fehlen kann!“ Sogleich, noch im Rauche des abgebrannten Geschützes, stürzten die Schweizer auf den Feind los, und machten einen so heftigen Angriff, daß derselbe nach kurzem Widerstande die Flucht ergriff, und all sein Geschütz und sein Geräthe im Stiche ließ.

Nach der Schlacht kamen die Bewohner der Gegend, lauter Weiber und Kinder; denn die Männer waren entweder umgekommen, oder geflohen, weil sie die Rache der Schweizer fürchteten. Sie hatten nämlich vor einiger Zeit von den Eidgenossen, welche die Gegend feindlich durchziehen wollten, Schonung erfleht und jetzt nichts destoweniger wieder die Waffen gegen dieselben ergriffen. Daher glaubten sie, daß die erbitterten Schweizer alles verwüsten und verbrennen würden. Jammernd zogen also die Weiber und Kinder den Schweizern entgegen und baten um Gnade. Schön war die Mäßigung der Sieger; sie begnügten sich mit einer nicht gar grossen Summe Geldes, und zogen, ohne jemand weiter zu beschädigen, über den Rhein zurück.

Wolleb ist ein Muster eines klugen und tapfern Offiziers, voll Einsicht, voll Sorgfalt für seine Leute,

weiß er sie durch seinen wohlangebrachten Rath zu erhalten; an sich selbst denkt er nicht, nur an die, welche seiner Führung anvertraut sind; zu ihrem Beßten will er jeden Umstand beobachten, und den rechten Augenblick benutzen, so stirbt er in der Sorgfalt um die Seinigen, im Tode noch erfreut, daß es ihnen gelingt.

Der Furchtsame muß sterben, wie der Tapfere, aber dieser lebt in dem Andenken der Nachwelt fort, jener wird vergessen.

Güte und Menschlichkeit machen den Sieger grösser; die Schweizer vergassen bey dem Anblicke der Unglücklichen ihres gerechten Zornes, sie, die allemal, wenn sie in die Schlacht gingen, Gott um Beystand anriefen, scheuten sich den Sieg zur Grausamkeit zu mißbrauchen, sie begnügten sich mit dem, was das allgemeine Kriegsrecht ihnen zuerkannte, und liessen die Hütten und die wehrlosen Bewohner derselben unbeschädigt.

40.

Die belohnte Treue.

Ao. 1499.

Nach dem siegreichen Treffen am Schwaderloch ging ein Herr von etwa 10,000 Eidgenossen über den Rhein, und verbreitete sich in die um Schaffhausen gele-

gelegene schwäbische Gegend, welche das Kletgau und Hegau heißt. Da nahmen sie hintereinander die Städtchen Tiengen, Küssenberg und Stülingen ein, und lagerten sich dann vor Blumenfeld. Dieses Städtchen, nicht weit von Hohentwiel, gehörte dem Herrn von Roseneck, einem der ärgsten Feinde der Schweizer. Es waren in demselben mit dem Herrn von Roseneck 500 Soldaten, die wehrten sich im Anfange tapfer, als aber die Eidgenossen ihre Stücke vor den Mauern aufführten, entsank der Besatzung der Muth, und sie bat um Gnade. Es ward ihr sammt den Einwohnern freyer Abzug bewilligt und erlaubt, daß sie von ihren Haabseligkeiten soviel mit sich nehmen könnten, als Mann und Frau tragen möchten. Der Herr von Roseneck aber wurde von der Gnade ausgeschlossen, er sollte sterben und das Städtchen verbrannt werden. Jetzt kamen alle Einwohner heraus, beladen mit ihren kostbarsten Geräthschaften, die Frau von Roseneck aber, eine Glarnerin, trug ihren Mann auf dem Rücken, als das liebste, was sie habe. Dieß gefiel den Eidgenossen so wohl, daß sie nicht nur dem Herrn von Roseneck das Leben und die Freyheit schenkten, sondern der Frau auch erlaubten, ihre übrigen Kostbarkeiten heraus zu tragen.

Sein gegebenes Wort muß man halten.

Die Schweizer wurden für rohe Leute gehalten, aber sie zeigten hier durch die That, daß sie ein Herz hatten, das Treue schätzt und schöne Handlungen liebt.

41.

Benedikt Fontana.

Ao. 1499.

In dem gleichen Kriege hatten die Oestreicher mit 10,000 Mann einen Einfall ins bündtnerische Münsterthal und ins Engadin gemacht, und sich am Schlingenberge beym Dorfe Mals verschanzt. Um sie zu vertreiben, rücken die Bündtner heran und theilen sich in zwey Haufen, der eine soll bey Nacht den Berg ersteigen, und die Oestreicher von hinten anfallen, der andere soll sie von vorn angreifen. Den letztern Haufen führt der Ritter Benedikt Fontana. An der Spitze der seinigen stürmt er heftig auf die Schanzen los, er wird im Handgemenge tödtlich in den Unterleib verwundet, daß die Gedärme herausdringen, aber an nichts denkend, als an das Vaterland, hält er mit der einen Hand die Wunde zu, indem er mit der andern muthig fortstreitet, und seinen Gefährten zuruft: „wacker daran, ihr Bundesgenossen, erschrecket nicht über meinen Fall! ich bin „ja nur ein Mann, streitet tapfer, so rettet ihr „Vaterland und Freyheit.“ Vier Stunden lang dauerte der harte Kampf, endlich erfochten die Bündtner einen vollständigen Sieg, 4000 Feinde verlohren auf dem Kampfplatze oder auf der Flucht das Leben; Bündten war gerettet. Dieß ist die Schlacht auf der Malserheide.

Den entschlossenen Mann hält nichts auf in seinem Gange zu dem, was recht und Pflicht ist.

Muthige, entschlossene Männer schützen das Vaterland besser, als Mauern und Schanzen.

Denke nicht nur an dich, denke an deine Freunde und Mitbürger, denke an die Nachwelt. Arbeite, leide und dulde auch für diese.

42.

Eifer der Schweizer einander zu helfen.

Ao. 1499.

Die letzte bedeutende Schlacht im Schwabenkriege war die bey Dornach. Während die Eidgenossen in der Gegend von Constanz beym Schwaderloch stuhnden, um die feindliche Armee, die das Thurgau mit einem Einfalle bedrohte, abzuwehren, zog ein Heer von 15,000 des schwäbischen Bundes an Basel vorbey in das Solothurner Gebiet, plünderte und verheerte die Gegend und fing an Dornach zu belagern. Dieses Schloß liegt 2 Stunden von Basel an der Birs und gehört den Solothurnern; Benedikt Hugi war Hauptmann darüber. Die grosse Anzahl des Feindes erschreckte ihn nicht, er berichtete die Sache ungesäumt nach Solothurn und vertheidigte unter-

dessen das Schloß tapfer. Die Solothurner mahnten die Eidgenossen zu schleuniger Hülfleistung, ihr Schultheiß Niklaus Conrad zog alsobald mit 1500 Mann aus bis Liestall, wo er die übrigen Eidgenossen erwarten sollte. Bald stiessen zu ihm 3000 Berner unter ihrem Schultheissen Rudolf von Erlach und 400 Zürcher unter dem Hauptmann Göldli. Dieser letztere war so kampflustig, daß er zu Liestall nicht essen wollte, bis er des Feindes Lager besehen hätte, er erblickte es von einer Anhöhe herab und bemerkte, welche Unordnung in demselben herrsche, denn die Feinde dachten gar nicht daran, daß eidgenößische Truppen in der Nähe wären. Daher ermahnte er, ungesäumt anzugreifen. Sobald die Schweizer sich mit Speise gestärkt hatten, rückten sie gegen den Feind an. Das feindliche Lager stuhnd an der Birs; von weitem hörte man schon den Jubel darin ertönen, es wurde Vieh geschlachtet, gekocht und gebraten, man sang, man tanzte, man spielte und trank; den Harnisch und die Waffen hatte man beyseits gelegt und gedachte nicht, daß man derselben sobald bedürfen würde. Es hatte zwar ein alter Kriegsmann den obersten Heerführer gewarnt, er möchte auf der Hut seyn; aber er antwortete sorglos: „meinst du denn, daß es Schwei„zer schneye? sie haben jetzt genug am Schwaderloch zu „schaffen, so daß wir von ihnen hier nichts zu befürch„ten haben.“ Es war 3 Uhr Nachmittag, als die Eidgenossen durch einen Wald an das feindliche Lager kamen; sie knieeten nieder und beteten, dann stürzten sie mit grossem Geschrey auf die Feinde los. Die

Schwäbischen glaubten im Anfange, es sey ein Zwist unter ihren Leuten entstanden und liefen herbey um Frieden zu stiften, selbst Fürstenberg, der Heerführer, kam und gebot Friede. Aber jetzt sahen sie ihren Irrthum, sie erkannten die Eidgenossen; Fürstenberg wurde tödtlich verwundet. Eilend kroch man in den Panzer und ergriff die Waffen; ein Haufe nach dem andern sammelte sich und ging auf die Eidgenossen los; immer heisser und schwerer wurde für diese der Kampf, die grosse Uebermacht fing an sie zu drängen. Schon begannen einige Furchtsame zu fliehen, aber gerade in diesem entscheidenden Augenblicke nahten die Panner von Luzern und Zug heran, bey jenem waren 800 Mann unter Hauptmann Feer, bey diesem 400 unter dem Ammann Steiner. Sie hatten zu dem eidgenössischen Heere bey Constanz ziehen wollen, waren aber unterwegs von Züricher Boten ermahnt worden, nach Dornach zu eilen. Als sie sich durch den Wald dem feindlichen Lager näherten, begegneten ihnen einige flüchtige Schweizer, welche ihnen sagten: „o ihr lieben Eidgenossen, ziehet nicht weiter! denn „ihr werdet nichts schaffen, die unsrigen sind so umgeben und beschädigt, daß wenige davon kommen „werden." Aber ihnen antwortete der Hauptmann von Luzern: „ihr solltet bis in den Tod nicht von „ihnen gewichen seyn, und wir werden zu unsern Eidgenossen Leib und Leben setzen;" und der Ammann von Zug sprach: „es würde uns eine ewige Schande seyn, „wenn wir das Gefecht hörten, und den unsrigen „nicht zu Hülfe eilten, und wenn auch die unsrigen

„hätten unterliegen müssen, so haben sie sich doch ge-
„wiß so wacker gehalten und den Feind so ermüdet,
„daß der Sieg uns desto leichter wird.“ Hiemit gingen sie vorwärts und drangen aus dem Walde hervor. Sie stiessen zuerst auf eine Anzahl haabgieriger Fußknechte, denen es mehr um die Beute, als um den Sieg zu thun war, und die sich von dem Bernerischen Haufen abgesondert hatten, um die Erschlagenen zu plündern, so daß sie also ihren bedrängten Gefährten keine Hülfe leisteten; diese Plünderer wurden von den frisch anlangenden Eidgenossen niedergemacht, weil sie dieselben für Feinde hielten. Als die streitenden Heere das Hornen und das Geschrey der neu ankommenden Haufen hörten, wurden sie aufmerksam und waren in gespannter Erwartung, welchem Theile dieses Hülfsvolk zuziehe. Da sprengte Hans Schönbrunner, der Pfarrer von Zug, herbey und rief laut: „seyd tapfer liebe Eidgenossen, euere Brüder von Luzern und Zug sind da!“ Jetzt fochten alle Schweizer mit neuer Kraft, den Feinden entfiel der Muth, sie wandten sich und flohen, indem sie 3000 Erschlagene und das ganze Lager im Stiche liessen. Die Eidgenossen verfolgten sie bis untenher Basel, kehrten dann zurück und dankten Gott auf den Knieen für den erlangten Sieg. Am folgenden Morgen langten auch noch die von Uri, Unterwalden und Freyburg an, und ihnen folgten bald die von Schwyz. Mit solchem Eifer eilten die Schweizer einander zu Hülfe. In dieser Schlacht eroberten die Berner jene grosse Kanone, 55 Centner schwer, das Kätterli von Ensis-

heim genannt, welche bis auf unsere Tage in dem Zeughause zu sehen war.

An dem Schicksale des schwäbischen Feldherrn und seiner Armee sieht man, daß man Warnungen nicht verachten soll. Freylich sind es oft Furchtsame oder Leute, die es nicht verstehen, welche warnen wollen, aber man untersuche die Sache doch, so wird es sich bald zeigen, was davon zu halten sey. Fürstenberg büßte seine Unvorsichtigkeit mit dem Leben.

Unordnung und Ungehorsam ist immer eine Ursache des Verderbens; jene Haabgierigen, die ihre Hauptleute und ihre Fahne verlassen hatten, um zu plündern, zogen sich dadurch selbst den Tod zu.

Feige möchten auch andere furchtsam machen, damit sie ihre Schande hinter den übrigen verbergen können; durch solche Leute muß man sich auf dem Wege der Ehre und der Pflicht nicht abwendig machen lassen.

Wenn es um die Unterstützung deiner Freunde zu thun ist, so säume nicht, es kommt alles auf den rechten Zeitpunkt an, wenn man den vorüber läßt, so kann man den Schaden oft auf keine Weise mehr einbringen. Die Luzerner und Zuger, die im rechten Augenblicke kamen, verschafften ihren bedrängten Brüdern den Sieg, während die, welche am folgenden Morgen anlangten, ihnen nichts mehr helfen konnten, obschon sie den beßten Willen hatten, und blos wegen weiter Entfernung nicht früher hatten anlangen können.

43.

Die versöhnten Feinde.

Ao. 1499.

Der Zürcher Zurkinden und der Unterwaldner Arnold von Winkelried, ein Nachkomme des Helden bey Sempach, hatten einander beleidigt und haßten sich darum aufs bitterste. Im Schwabenkriege kamen sie unter den Fahnen ihrer Kantone beyde in das nämliche Lager. Die Hauptleute kannten ihre heftige Feindschaft, fürchteten böse Folgen, und ermahnten sie, daß sie eingedenk des gemeinschaftlichen Vaterlandes die Eintracht im Lager nicht stören, sondern ihre Feindschaft bis nach dem Kriege ruhen lassen sollten. Beyde versprachen es. Bald darauf wurde Winkelried bey einem Angriffe auf die Feinde von denselben gänzlich umringt, und war in Gefahr gefangen zu werden. Da kam Zurkinden mit den seinigen herbey, ging auf die Feinde los, zerstreuete sie und rettete den Winkelried. Das rührte diesen, er ritt in das Lager der Zürcher und rief den Zurkinden hervor. Die Hauptleute traten zu ihm, und erinnerten ihn an sein gegebenes Wort, Friede zu halten. „Seyd „ihr unbesorgt, antwortete Winkelried, ich komme „in guter Meinung, ich will meinem Retter danken „und seinen Dienst kann ich nicht unvergolten lassen, „er soll diesen Hengst von mir annehmen.“ Von da an lebten beyde miteinander in beßter Freundschaft.

Um des Vaterlandes willen seine Leidenschaften unterdrücken, zeigt den rechtschaffenen Mann.

Man muß sich's nicht verdriessen lassen an einer guten Sache zu arbeiten, weil andere mit daran helfen, die man nicht liebt.

Thue deinem Feinde Gutes, so wirst du sein Herz rühren, und er wird seinen Haß fahren lassen.

Der brave Mann schätzt eine Wohlthat darum nicht minder, weil sie von einem Feinde kommt, sondern er sucht sie zu vergelten.

44.

Sorgfalt der Schweizer für ihre Ehre.

Ao. 1522.

Sechszehntausend eidgenößische Krieger waren im Jahre 1522 über die Alpen gezogen, um dem Könige von Frankreich das Herzogthum Mayland erobern zu helfen, Albrecht von Stein von Bern und Arnold von Winkelried aus Unterwalden, eben der, welchen wir schon aus dem Schwabenkriege kennen, waren ihre obersten Hauptleute. Die Städte Vigevano und Novarra wurden glücklich erobert, Mayland und Pavia hingegen vergeblich belagert und die Belagerungen mußten mit Verlust aufgehoben wer-

den. Diese Unfälle verdroßen die Schweizer, und um sie vollends unwillig zu machen, blieb jetzt gar noch der Sold aus. Alle Lebensmittel, alle Bedürfnisse waren in dem verwüsteten Lande sehr theuer, die Schweizer ohne Geld mußten Mangel und Elend leiden. Der französische Feldherr Lautrec hatte ihnen immer gesagt, die Geldwagen seyen unterwegs und werden bald anlangen; endlich aber wurden sie des vergeblichen Harrens müde, und beschlossen nach Hause zu gehen. Um aber zu beweisen, daß weder Mangel an Herzhaftigkeit noch an gutem Willen sie zu diesem Entschlusse treibe, sondern blos die Noth, gingen Stein und Winkelried im Namen aller zum französischen Marschall und sagten ihm: „schon so manches Mal haben wir für euch Franzosen Blut und „Leben gewagt, und doch haltet ihr euer Versprechen „so wenig. Nun ziehen wir nach Hause! aber ehe „wir gehen, wollen wir noch für euch streiten. Einen „Tag sollt ihr noch Gewalt über uns haben, führt „uns gegen den Feind und ihr sollet sehen, daß es „uns nicht an Muthe fehlt. Auf zur Schlacht und „dann nach Haus!“ Alle Vorstellungen, alle Versprechungen halfen nichts, sie wollten schlagen und dann ins Vaterland. Die Armee war damals in der Nähe von Bikokka gelagert, einem feindlichen Schlosse, das mit tiefen Gräben, von Wasser angefüllt, umgeben war. Vor dem Schlosse war in einem verschanzten Lager eine zahlreiche feindliche Armee. Lautrec sahe vorher, daß die feindliche Stellung viel zu fest sey, um eingenommen zu werden, weil er aber

die Schweizer nicht zurückhalten konnte, so wollte er versuchen, was ihre erprobte Tapferkeit ausrichten könnte, und ließ sie angreiffen. Sie machten den Angriff mit einer Heftigkeit, mit einer Wuth, die alles über den Haufen geworfen hätten, wenn nicht ein breiter und tiefer Graben es ihnen unmöglich gemacht hätte, an den Feind zu kommen. Unerschrocken drangen sie durch den Hagel des Geschützes, der in wenigen Augenblicken über tausend niederwarf, an den Graben. Aber nirgends fanden sie einen Zugang ins feindliche Lager und nach langen vergeblichen Anstrengungen, mußten sie mit Hinterlassung von 3000 Todten zurückziehen, doch waren sie dem Feinde so furchtbar geworden, daß er es nicht wagte ihnen nachzusetzen. Unter den getödteten waren auch Albrecht von Stein und Arnold von Winkelried. Zwey Tage darauf zogen die Schweizer, wie sie es gesagt hatten, nach Hause.

Die Schweizer hatten zwar Unrecht, daß sie gegen die Vorstellungen des erfahrnen Feldherrn eine Schlacht wagten, an einem für sie so ungünstigen Orte, gegen einen Feind, der so verschanzt war, daß sie gar nicht an ihn kommen konnten; aber wer muß nicht ihre Ehrlichkeit loben! offen erklärten sie den Franzosen ihre Unzufriedenheit und ihren Entschluß, und obschon sie so oft durch leere Versprechungen waren hintergangen worden, so wollten sie doch nicht heimkehren, ohne vorher ihren guten Willen bewiesen zu haben; ihre Ehre sollte gegen jeden Vorwurf ge-

sichert bleiben. So wollen wir es alle machen, wenn wir bey einer Unternehmung, oder bey einem Geschäft unserer Freunde nicht länger helfen können, so wollen wir uns demselben nicht auf eine versteckte Art entziehen, sondern es offen erklären und vorher alle unsere Obliegenheiten erfüllen, damit unsere redliche Gesinnung offenbar sey, und unsere Ehre rein bleibe.

45.

Alte Freundschaft vergißt sich nicht so leicht.

Ao. 1529.

In den Religionsstreitigkeiten, welche im Jahre 1529 zwischen den Katholischen und Reformirten entstuhnden, hatten die Zürcher ein Lager in der Gegend des Klosters Kappel, die katholischen Kantone Luzern, Ury, Schwyz, Unterwalden und Zug das ihrige bey Baar, die Vorposten waren einander ganz nahe. Obschon man nun gegen einander zu Felde lag, so konnte man doch der alten Freundschaft noch nicht vergessen, noch war vielen im Gedächtnisse, wie sie so oft, und zuletzt noch in den italienischen Kriegen, mit einander gegen die Feinde gestanden und sich untereinander treulich geholfen hätten. Die Vorposten redeten oft freundlich unter sich und sagten: „es sey eine schwere Plage der Zwietracht über sie

„gekommen, sie wollten Gott bitten, daß er sie ih„nen wieder abnähme." Im Lager der Katholischen war grosser Mangel an Lebensmitteln, in dem der Zürcher hingegen Ueberfluß. Einst kamen etliche wackere Männer von den Katholischen, stellten eine Schüssel auf die Grenzlinie und riefen, sie hätten da eine gute Milch, aber keine Brocken darein zu schneiden. Sogleich liefen einige Zürcher mit Brodt herbey und schnitten davon in die Milch. Freundlich lagerten sich nun beyde Theile auf die Erde, jeder auf seiner Seite, und verzehrten mit einander das einfache Mahl; wenn einer zu weit auf die andere Seite der Schüssel langte, so wurde er von dem Feinde im Scherze auf die Finger geschlagen, mit den Worten: er solle sein Gebiet nicht überschreiten. Als der Stadtmeister Sturm von Straßburg, der im Lager war um Friede zu stiften, dieß sah, war er hoch erfreut, und rief aus: „ey was für Leute „sind die Eidgenossen, wenn sie schon Krieg führen, „so vergessen sie doch der alten Freundschaft nicht." Es ist wahr, das Vertrauen zu einander, die brüderliche Liebe waren ihnen gleichsam eingewurzelt, darum hatten sie auch so grosse Thaten mit einander verrichtet. Desto besser gelang auch dem Stadtmeister Sturm und dem Landammann Aebli von Glarus das Werk der Friedensstiftung, dieser letztere war ganz besonders thätig dabey, scheute keine Mühe und keine Gefahr, um die Sache zu einem gütlichen Vergleiche zu bringen, und bald zogen beyde Theile, ohne Schwerdtstreich, zufrieden nach Haus.

Die Schweizer hatten einander auf ihren vielen Zügen so gut kennen gelernt, daß sie wohl wußten, sie haben von einander keine Hinterlist zu befürchten. Offen und gerade zu handeln, das war so ihre Art. Gegen andere Feinde wären freylich die Vorposten nicht so freundlich gewesen, und hätten es auch, ohne eine Unvorsichtigkeit zu begehen, nicht seyn dürfen; aber bey ihnen war es nicht in der Art, das Zutrauen zu mißbrauchen. Mit Recht sagt man daher: trau, aber schau, wem?

Man muß die Feindschaft nicht weiter erstrecken, als nöthig ist, und der Versöhnung gerne Gehör geben.

Es ist eine edle Bemühung zwischen erzürnten Gemüthern Friede zu stiften, besonders wenn beyde Partheyen ohne hinterlistige Ränke sind. Welche Freude muß es für einen redlich Gesinneten seyn, wenn er sieht, daß durch seine Bemühung der Zorn nachläßt, die Feindschaft verschwindet, und alle die unglücklichen Begebenheiten verhütet werden, die sonst daraus erfolgt wären. Aber welche schreckliche Vorwürfe hätte sich hingegen der zu machen, welcher zwischen Freunden oder Verwandten Haß und Feindschaft stiftete, wie verabscheuungswürdig wäre ein solcher Mensch.

46.

Niklaus Wengi.

Ao. 1533.

Als die Reformation sich in der Schweiz ausbreitete, entstuhnd zwischen der Bürgerschaft zu Solothurn grosse Uneinigkeit, indem die einen die Reformation begehrten, die andern den alten Glauben behalten wollten; in einer Kirche wurde nach reformirter Art gepredigt, in einer andern die Messe gelesen. Man beleidigte einander mit Worten, dann mit Thätlichkeiten, und die Erbitterung wurde endlich so groß, daß beyde Theile die Waffen ergriffen. Die Reformirten zogen über die Aar in den kleinern Theil der Stadt, warfen die Brücke hinter sich ins Wasser, und verschanzten sich. Die Katholischen waren in dem grössern Theile der Stadt, zogen das Geschütz aus dem Zeughause, führten es an die Aar, und richteten es gegen ein Haus, in welchem die Reformirten versammelt waren. Eben wollten sie losbrennen, um das Haus in Grund zu schiessen, als der Schultheiß Niklaus von Wengi, einer der eifrigsten Anhänger des alten Glaubens, herbeyeilte, und sich vor die Mündung einer der geladenen Kanonen stellte, „liebe Mitbürger, „sprach er, wenn ihr hinüber schiessen wollt, so müßt „ihr erst mich tödten, ehe ich zugebe, daß irgend einer „von meinen Mitbürgern verwundet werde. Denket „doch erst besser über die Sache nach.“ Diese Er-

mahnung des geachteten und geliebten Mannes machte Eindruck; die brennenden Lunten wurden niedergelegt, und die Sache später ohne Blutvergiessen beygelegt.

So rettete der rechtschaffene Wengi mit Gefahr seines Lebens seine Mitbürger, obschon sie seiner Religion abgeneigt waren. So wie ein Vater schmerzlich betrübt würde, wenn seine Kinder sich untereinander tödteten, weil das eine auf diese, das andere auf jene Art ihm Ehre erweisen will, so sieht es Gott nicht gern, wenn die Menschen mit einander streiten, auf welche Art er, der Vater von allen, verehrt werden solle. Wer Gott von Herzen liebt, der ist ihm angenehm.

Wengi war einer der eifrigsten Anhänger und Beschützer des katholischen Glaubens, aber Jesus Christus hat gesagt: liebe deinen Nächsten, wie dich selbst; und Wengi dachte an dieses Hauptgebot der christlichen Religion.

47.

Die Kraft des Zutrauens.

Ao. 1567.

Um die Mitte des 16ten Jahrhunderts waren in Bern zwey Schultheissen, Franz Nägeli und Johann Steiger, die, man weiß nicht aus welcher Ursache,

sich entzweyet hatten, und nun einander so feind waren, daß man jedem eine Begleitung mitgab, um zu verhindern, daß sie nicht etwa auf dem Rathhause, oder wo sie sonst zusammen kommen mußten, die Waffen gegen einander zögen. Steiger hatte seine Gattin, mit der er sehr zufrieden gelebt, verlohren und wünschte seinem Hauswesen wieder eine eben so würdige Frau vorzusetzen. Unter den Töchtern seiner Vaterstadt gefiel ihm keine so wohl, wie die Tochter des Schultheissen Nägeli, ihre vortrefflichen Eigenschaften machten ihm eine Verbindung mit ihr sehr wünschenswerth; aber wie konnte er hoffen, daß sein erbitterter Feind ihm seine Tochter geben werde. Da entschloß sich Steiger zu einem kühnen Schritte: ganz allein zu seinem Gegner zu gehen, und ihn gerade zu um seine Tochter zu bitten. Nägeli wohnte den Sommer über im Schlosse Bremgarten, eine kleine Stunde von Bern, dahin ging Steiger an einem schönen Tage. Da er in den Schloßhof trat, sah er die Tochter darinn sitzend und ihre Haare kämmend; so wie sie ihn erblickte, stand sie auf und wollte fliehen, Steiger aber warf ihr behende eine goldene Kette um den Hals. Kaum war es geschehen, so hörte er starkes Geräusch die Treppe herunter. Dem Schultheiß Nägeli war von seinen Knechten angezeigt worden, daß Steiger unten im Schloßhofe sey. Eilend rannte er mit dem Schwerdte die Treppe herab und rufte ihm zu: „was suchst du hier, Unglücklicher?“ Steiger erwiederte unerschrocken: „den Tod, wenn du unversöhnlich; Freundschaft und deine Tochter, wenn

du großmüthig bist." Nägeli warf das Schwerdt weg und umarmte den edeln Steiger, indem er sprach: „meine Freundschaft sollst du haben auf ewig, und „meine Tochter zur Braut, wenn sie, wie ich hoffe, „einwilligt." Die Tochter wurde gerufen, durch ihr Jawort knüpfte sie das Band der versöhnten Männer noch fester; die Hochzeit wurde bald darauf mit grosser Pracht gefeyert. Die ganze Stadt freute sich über die Begebenheit.

Feindschaften zwischen zwey Menschen könnten oft beygelegt werden, wenn nur einer von ihnen den ersten Schritt zur Versöhnung thun wollte, aber dazu ist jeder zu stolz, jeder glaubt sich dadurch herabzusetzen. Thue doch nur einer den ersten Schritt und denke, daß man sich nie herabsetzt, wenn man edelmüthig handelt.

Wie stark wirkt doch Zutrauen und Edelmuth! der erzürnte, zum Kampf gerüstete Nägeli wirft plötzlich sein Schwerdt weg und umarmt seinen vorigen Feind. In guten Menschen geschieht eine solche Rührung und Umänderung am leichtesten.

48.

Ludwig Pfyffer rettet den König von Frankreich.

Ao. 1567.

In der Schlacht bey St. Jakob im Jahre 1444 hatte Ludwig, des Königs von Frankreich Sohn, die Tapferkeit der Schweizer kennen gelernt und bewundert; er machte seinem Vater eine so rühmliche Schilderung derselben, daß der König wünschte, mit einem so wackern Volke lieber in Freundschaft zu leben, als es zum Feinde zu haben; er schloß noch in dem nämlichen Jahre Friede mit den Cantonen, und von da an nahmen die freundschaftlichen Verbindungen zwischen Frankreich und der Eidgenossenschaft ihren Anfang. Als nachher Ludwig selbst zur Regierung gelangte, suchte er die Schweizer durch alle Mittel an sich zu knüpfen und brachte es dahin, daß sie ihm einige tausend Soldaten zuschickten, denen er einen sehr grossen Sold bezahlte. Der grosse Sold machte den Schweizern den Dienst in Frankreich sehr angenehm, und hingegen waren die französischen Könige mit dem tapfern Betragen dieser kriegerischen Männer so wohl zufrieden, daß sie von nun an in allen ihren Kriegen um Hülfstruppen bey den Schweizern warben. Diese leisteten stets ausgezeichnete Dienste und ihrer unerschütterlichen Tapferkeit hatten die französi-

schen Heere in mehreren grossen Schlachten den Sieg zu verdanken. Viele Schweizer machten ihre Namen in diesem Dienste berühmt, wir wollen hier nur einen anführen Ludwig Pfyffer von Luzern. Als im Jahre 1562 der König Karl der 9te die Reformirten Einwohner seines Reichs bekriegte, begehrte er von den Schweizern Hülfstruppen, und es zogen ihm aus den katholischen Kantonen 8400 Mann zu, Oberst dieses Regiments war zuerst Wilhelm Frölich von Solothurn und nach dessen Tode Gebhard Tammann von Luzern. Am 19ten Christmonat dieses Jahrs kam es bey Dreux zu einer blutigen Schlacht; die Reformirten machten einen so heftigen Angriff auf die königliche Armee, daß diese wich, nur Tammann und seine Schweizer hielten Stand. Dreymal stürmten die Feinde mit äusserster Wuth auf dieses Regiment los, aber allemal wurden sie zurück getrieben. In diesem fürchterlichen Kampfe fiel der Oberst Tammann mit 11 Hauptleuten und 500 Soldaten. Nun setzte sich der Hauptmann Ludwig Pfyffer an die Spitze des Regiments, das von den königlichen Truppen ganz verlassen, von den Feinden auf allen Seiten angegriffen wurde, allein alle diese Anfälle hielt es standhaft aus, und es war dem Feinde unmöglich eine Lücke in dem unerschrockenen Haufen zu machen. Diese standhafte Gegenwehr gab dem Anführer der königlichen Truppen, dem Herzoge von Guise, Zeit mit dem Kerne der Reiterey den Schweizern zu Hülfe zu kommen; vereinigt mit ihnen griff er die Feinde an, die Schlacht erneuerte sich, und der Sieg, der schon

in den Händen der Feinde gewesen war, wurde jetzt von den königlichen Truppen erfochten. Pfyffer wurde wegen seinen Verdiensten zum Obersten des Regiments gemacht, das aber gegen das Ende des folgenden Jahres wegen geschlossenem Frieden entlassen wurde.

Als hernach der Krieg wieder anfing, begehrte der König im Jahre 1567 auf's neue Truppen. Es wurden 6000 Mann geworben, Pfyffer wurde zum Obersten des Regiments gemacht. Am 5ten August kam er mit seinen Leuten nach Chalons an der Saone, von wo er nach einiger Zeit weiter nach Chateau Thierri zog, um da die fernern königlichen Befehle zu erwarten.

Der König war um diese Zeit in sehr grosser Gefahr; der Prinz von Conde hatte nämlich mit den übrigen Häuptern der Reformirten den Entschluß gefaßt, denselben, sammt seinen Brüdern, seiner Mutter und seinem Hofe gefangen zu nehmen, während er nur mit wenigen Soldaten sich in der Stadt Monceaux aufhielt. Zu Ausführung dieses Planes war der 30te Herbstmonat bestimmt, wo der König eine feyerliche Versammlung des St. Michael-Ordens halten wollte. Die Mutter des Königs erhielt Nachricht von dem Anschlage, und begab sich am 27ten Herbstmonat mit dem Hofe nach Meaux, von wo sie einen Eilboten an Pfyffer schickte, um ihn von ihrer Gefahr zu benachrichtigen und ihm zu befehlen, seine Leute unverzüglich zu ihr nach Meaux zu führen. Um 10 Uhr Abends langte der Bote bey Pfyffer an, und um Mit-

ternacht setzte sich das Regiment schon in Marsch und erreichte des folgenden Tages um 4 Uhr Abends Meaux, wo ihre Ankunft dem Hofe eine unbeschreibliche Freude machte; Karl ritt ihnen selbst entgegen.

Der König hielt nun einen grossen Kriegsrath, um zu erwägen, was zu thun sey. Sein oberster Feldherr Montmorency war der Meynung: „man solle „sich in Meaux so lange vertheydigen, bis die von „allen Seiten herbeygeruffenen Truppen angelangt „wären; denn wenn man jetzt Meaux verlassen und „sich nach Paris, welches 10 Stunden entfernt sey, „zurückziehen wollte, so würde man sich einem unver„meidlichen Untergange aussetzen, indem des Feindes „Macht zu überlegen sey." Hingegen sagte Jakob von Nemours: „es wäre schimpflich, wenn die kö„nigliche Familie sich von ungehorsamen Unterthanen „belagern ließe, Meaux sey übrigens mit keinerley „Kriegsvorräthen versehen, habe zur Befestigung nur „eine alte Mauer und sey von Bürgern bewohnt, die „dem Prinz Conde ergeben wären." Lange war man im Kriegsrathe ungewiß, welcher Meinung man den Vorzug geben solle, da trat Pfyffer hinein; er unterstützte Nemours Meinung mit den kräftigsten Gründen und setzte dann hinzu: „möge es eurer Majestät „gefallen, ihre geheiligte Person und ihr erlauchtes „Haus der Tapferkeit und der Treue der Schweizer an„zuvertrauen. Wir sind 6000 Mann und wollen uns „mit der Spitze unserer Spieße einen Weg durch die „feindliche Armee bahnen." Die übrigen Schweizerischen Hauptleute unterstützten den Vortrag ihres

Obersten, und der König entschloß sich, diesen tapfern Männern sein Heil anzuvertrauen.

Pfyffer machte nun die Anstalten zu dem Zuge: um Mitternacht ließ er die Hälfte seiner Truppen ausrücken; eine Viertelstunde von der Stadt stellten sie sich in Schlachtordnung und erwarteten so die Nachkunft der übrigen. Mit Tagesanbruch stieg die ganze königliche Familie zu Pferd und begab sich zu den vorausgerückten Schweizern; zugleich verließ der Rest des Schweizerregimentes die Stadt, um sich mit den erstern zu vereinigen. So ging nun der Zug vorwärts; die erste Abtheilung der Schweizer machte den Vortrab, die zweyte den Nachtrab, zwischen inne war die königliche Familie mit dem Hofe, auf beyden Seiten die wenige Reiterey, die der König bey sich hatte. Die Schweizer marschirten mit festem Schritte, freudig, und sangen die Kriegslieder, die auf die Thaten ihrer Vorfahren im Burgunder- und Schwabenkriege gemacht worden waren. Als sie auf diese Art eine Stunde weit vorgerückt waren, entdeckten sie die feindliche Reiterey, die sich zum Angriffe rüstete. Pfyffer stellte seine Leute in ein Viereck, ließ sie auf den Knieen ihr Gebet verrichten, befahl dann die Reihen enger zu schliessen, und die Ordnung während dem Marsche sorgfältig zu erhalten. Bald stürzte ein furchtbarer Haufe Reiter von vornen auf die Schweizer los, während ein eben so starker sie von hinten angriff. Allein von allen Seiten streckten sie dem Feinde einen undurchdringlichen Wald von Spießen entgegen und die Schützen verursachten demselben durch ihre

wohlangebrachten Schüsse einen beträchtlichen Verlust. Der Feind zog sich zurück, um sich zu einem neuen Angriffe zu rüsten; die Schweizer setzten ihren Marsch fort. Bald stürmten die Feinde auf's neue heran und wurden wieder zurück getrieben. So ging es den ganzen Tag fort, bey jedem Angriffe machten die Schweizer Halt und empfiengen den Feind mit solcher Festigkeit, daß es ihm unmöglich war einzudringen, wenn sie ihn zurückgetrieben hatten, rückten sie weiter fort. Gegen Abend mußten sie durch einen Waldstrom, der nur an wenigen Stellen zu durchwaten war. Es war zu befürchten, der Feind möchte sie während dem Uebergange angreifen, aber auch diese Gefahr wurde glücklich überstanden. In der schönsten Ordnung gingen sie im Angesichte des Feindes durch das Waldwasser. Der Feind, der nun verzweifelte, ihnen etwas anzuhaben, zog sich in die nächsten Dörfer zurück, ermüdet durch die Arbeit des Tages und gedemüthigt durch den erlittenen Verlust. Sobald die Feinde sich entfernt hatten, eilte der König mit seinen Reitern voraus nach Paris, die Schweizer folgten langsam nach und erreichten diese Stadt nach Mitternacht, nachdem sie auf diesem gefahrvollen Zuge nur 30 Mann verlohren hatten. Mit lautem Jubel wurden sie von den Bewohnern der Hauptstadt empfangen, die Reichen bestrebten sich in die Wette ihnen zu Ehren Feste zu geben und der König sagte öffentlich: „er habe „nächst Gott seine Rettung und das Heil seines Rei„ches, der Treue und der Tapferkeit der Schweizer „zu verdanken."

Dem Oberst Pfyffer und seiner Compagnie sollte sogleich der Schlachtsold ausgetheilt werden, allein er wollte ihn nicht annehmen, bis er auch den übrigen Compagnien ausgetheilt werden könnte.

Durch Verstand und Entschlossenheit kann man Dinge ausführen, die beynahe unmöglich scheinen. Des Königs oberster Feldherr und die meisten seiner Hauptleute hielten es für unmöglich, mitten durch die Feinde nach Paris zu kommen; aber Pfyffers kluge Anstalten und die Entschlossenheit der Schweizer besiegten die Gefahr und Schwierigkeit, und erwarben ihnen einen bleibenden Ruhm. So sind auch bey vielen andern Gelegenheiten durch Verstand und Entschlossenheit Arbeiten verrichtet worden, über die man erstaunt.

Es zeigt sich auch in dieser Geschichte wieder, wie viel der pünktliche Gehorsam und die genaue Ordnung im Kriege vermag. Hätten die Schweizer ihres Anführers Befehle nicht aufs genaueste beobachtet, so wären ihre Reihen in Unordnung gerathen; unmöglich hätten sie dann den fürchterlichen Sturm der Reiterey aufhalten können und sie wären alle, sammt dem Könige, verlohren gewesen; da sie hingegen bey ihrer guten Ordnung einen so geringen Verlust erlitten, daß man es beynahe nicht glauben könnte, wenn es nicht durch viele Zeugnisse erwiesen wäre.

Die Tapferkeit und Treue der Schweizersoldaten brachten der ganzen Nation Nutzen; denn die Könige

in Frankreich ertheilten den Schweizern aus Dankbarkeit für ihre geleisteten Dienste und um so tapfere Leute immer mehr an sich zu knüpfen, viele Begünstigungen im Handel und Wandel und allerley Vorrechte, wenn sie sich in Frankreich aufhielten, und sandten überdieß alle Jahre eine beträchtliche Summe Geldes an die Cantone. So kann das brave Verhalten von einzelnen dem ganzen Volke zum Vortheile gereichen; darum sey jeder eingedenk, daß er durch seine Thaten nicht nur seinen Ruhm oder seine Schande, sondern auch die seiner Landsleute befördert.

Der Ruhm der Tapferkeit und der Treue der Schweizer erscholl durch ganz Europa, so daß viele Monarchen sich eine Leibwache von so treuen und tapfern Leuten wünschten, und sie in ihre Dienste nahmen; auch entsprachen sie überall der guten Meinung, die man von ihnen hatte. In Frankreich dienten sie 300 Jahre, fochten mit Ruhm in allen Kriegen dieses Landes, und gaben stets die größten Beweise von Treue. Und als der letzte König von Frankreich im Jahre 1792 von dem wüthenden Pöbel in seinem Pallaste angegriffen und von seinen Truppen verlassen wurde, so blieb ihm noch seine treue Schweizergarde; mit festem Muthe vertheidigten diese braven Leute den König gegen eine unzählige Menge, und erst nachdem der unglückliche Fürst sich hatte bereden lassen, aus seinem Pallaste weg in den Schutz des Nationalkonvents zu fliehen, und nun das Volk von hinten in das Schloß drang, wurden endlich die von allen Seiten umringten Schweizer übermannet, erlagen als ein

Opfer ihrer unveränderlichen Treue und versiegelten mit ihrem Blute die Ehre ihres Volkes.

Pfyffers schöner Gemeinsinn ließ es nicht zu, eine Belohnung anzunehmen, bis seine Mitstreiter sie auch erhielten. Wenn mehrere für eine Sache gleich arbeiten, so ist es billig, daß auch alle die gleichen Früchte einerndten; es thut denen wehe, die dabey hintangesetzt werden, es erregt bey ihnen Neid und Unzufriedenheit; darum soll Niemand suchen über seine Mitarbeiter einen Vortheil zu erhalten, wenn sie gleiche Verdienste mit ihm haben, vielmehr soll jeder trachten, auch den andern zu dem ihrigen zu verhelfen. Einer sorge für alle, und alle für einen, das ist Gemeinsinn.

49.

Sorgfalt für die Ehre der Mitbürger.

Ao. 1620.

Im Jahre 1618 fing zwischen den Katholischen und Protestanten in Böhmen ein Krieg an, der sich bald über ganz Deutschland verbreitete und dasselbe 30 Jahre lang auf's schrecklichste verwüstete, weßwegen er der dreyßigjährige Krieg genennt wird. Aber nicht nur in Deutschland herrschte Feindschaft zwischen den Katholiken und Protestanten, auch ringsherum ent-

stund Mißtrauen und Zwietracht zwischen beyden Theilen, und wenn es auch nicht zu Thätlichkeiten kam, so fürchtete doch jeder von dem andern Böses, und war auf seiner Hut.

Diese mißtrauischen Gesinnungen benutzten einige ehrgeitzige Veltliner, die es ungerne sahen, daß diese Landschaft den Bündnern unterthan war, sie überredeten das gemeine Volk: die Bündner, von denen der grössere Theil protestantisch sey, haben im Sinne, die katholische Religion im Veltlin auszurotten und die vornehmsten Anhänger derselben umzubringen; es sey kein anderes Mittel zur Rettung übrig, als daß man den Protestanten zuvorkomme, sie alle tödte und sich von ihrem Joche auf immer frey mache. Es gelang ihnen, das leichtgläubige Volk zu überreden, welches dadurch in eine solche Wuth gerieth, daß es im Heumonat des Jahrs 1620 über die Protestanten herfiel, sie niedermetzelte, viele auf die gräßlichste Weise zu Tode marterte, und zugleich den Bündnern den Gehorsam aufkündigte.

Als diese Empörung und Mörderey den Bündnern berichtet worden, zogen sie alsobald über das Gebürg, um die Aufrührer wieder zum Gehorsam zu bringen, sie waren aber dazu desto weniger im Stande, da der katholische Theil des Bündnerlandes sich der Sache nicht annehmen wollte. Also begehrten die reformirten Bündner Hülfe von ihren Verbündeten Zürich und Bern. Die Berner schickten sieben Compagnien, welche zusammen 2100 Mann ausmachten, un-

ter Anführung des Rathsherrn Niklaus von Mülinen, eines erfahrnen Kriegsmannes, welcher in Frankreich, zu Malta gegen die Türken, und an andern Orten mit Ruhm gedient hatte. Mit ihnen vereinigten sich 900 Züricher in drey Compagnien unter dem Oberst Joh. Jakob Steiner. Auf ihrem Zuge schloß sich ein Regiment Bündner an sie, unter dem Oberst Johann Guler. So vereint zogen sie über das Gebürg und bemächtigten sich nach einigen Gefechten der Stadt Worms. Von da brachen sie am 9ten Herbstmonat auf gegen Tiran, welche Stadt sie durch Sturm einzunehmen hofften, indem sie den Feind dort nicht so stark glaubten, als sie ihn hernach fanden. Es hatten nämlich die Veltliner zu dem spanischen Statthalter von Mayland, dem Herzoge von Feria, gesandt, um sich in seinen Schutz zu begeben und seine Hülfe anzurufen. Dieser war sehr erfreut, eine so gute Gelegenheit zu finden, die Macht seines Königs über diese Landschaft auszubreiten, die vormals zum Herzogthum Mayland gehört hatte. Schon von Anfang der Unruhen hatten die Spanier den Veltlinern Beystand versprochen, um sie abzuhalten, sich den Bündnern wieder zu unterwerfen; denn nur gar zu gerne mischen sich die Mächtigen in die Streitigkeiten ihrer Nachbarn und suchen sie zu ihrem eigenen Vortheile zu benutzen. Also schickte jetzt der Herzog von Feria eine beträchtliche Anzahl spanischer Soldaten, welche damals für die beste Infanterie in Europa geachtet wurden, mit einer Schaar Italiener und 500 Reitern in's Veltlin, um die Einwohner gegen die Schweizer zu unterstützen.

Sie langten theils am Abend vorher, theils an dem nämlichen Morgen zu Tiran an, als die Schweizer diesen Ort angreifen wollten,

Es war den 11ten Herbstmonat, als die Berner nach angehörtem Gottesdienste zu Mazz, welches Dorf etwa 2 Stunden von Tiran liegt, Kriegsrath hielten, um den Angriff zu verabreden; der Bündnersche Oberst Guler erbot sich mit seinem Volke voran zu gehen, und weil es um ihre Sache zu thun sey, den ersten Angriff zu machen. Allein der Oberst von Mülinen und Venner Frisching von Bern, welcher vor ein paar Tagen bey den Truppen angelangt war, begehrten den Vorstreit für die Berner, und so ward dann beschlossen, es sollten die Berner auf der grossen Heerstrasse voranziehen, rechts zwischen der Strasse und dem Flusse Adda die Züricher, links zwischen der Strasse und dem Berge die Bündner. Voraus ward ein Trupp von 300 Mann unter den Hauptleuten Abraham Binder aus Bern und Johann Fausch aus Brettigau als Vortrab geschickt. Die Berner, als auf der Heerstrasse, rückten am schnellsten vor und kamen mit dem Feinde schon in's Gefecht, als die Bündner und Züricher noch weit zurück waren. Da sie aber ihren Vortrab schon in heftigem Kampfe mit dem Feinde sahen, so liessen sie sich durch nichts abhalten, demselben Beystand zu leisten, nahmen also das Gefecht herzhaft auf und drangen gegen Tiran vor. Hier fanden sie einen harten Stand, die Feinde waren hinter den Reb-Mauern und machten auf die Anrückenden ein verderbliches Feuer, und eine grosse Kanone, die

sie auf die Berner gerichtet hatten, zerriß die Reihen. Besonders kamen die vordersten Compagnien, die nämlich des Obersten, des Oberstlieutenants von Bonstetten und des Hauptmann Wagners in's Gedränge, indem sie etwas voraus waren und von den 4 andern Compagnien noch nicht unterstützt werden konnten. Der unerschrockene Mülinen spricht seinen Leuten Muth ein und ermahnt sie, sich tapfer zu halten, indem ihre anrückenden Mitbürger sie bald unterstützen werden; aber das feindliche Feuer ist mörderisch; Mülinen wird in den Arm geschossen, sein Schreiber Rollmann in's Knie, sein Adjutant Effinger fällt tod neben ihm; wer im ersten Gliede steht, wird entweder getödet oder verwundet. Doch weichen sie deswegen nicht zurück, sondern halten Stand, bis die 4 andern Compagnien nachrücken; nun dringen sie vereint vorwärts, treiben das feindliche Fußvolk von den Reb-Mauern weg gegen die Stadt zu und verfolgen es.

Zwischen den Reb-Gärten und der Stadt war eine freye Ebene, welche der feindliche Befehlshaber Pimentelli durch Zerbrechung und Wegräumung mehrerer Reb-Mauern noch hatte vergrössern lassen, um da einen freyen Platz zu haben, wo seine Reiterey sich tummeln könnte; denn auf diese rechnete er vorzüglich, weil er wußte, daß die Schweizer keine dergleichen bey sich hätten. Als nun die Schweizer das spanische Fußvolk über diese Ebene zurück treiben, stürzt auf einmal die Reiterey mit fürchterlicher Wuth über sie her, aber auch diesen Angriff halten sie tapfer aus, tödten einen der feindlichen Anführer, und ver-

wunden mehrere. Die Reiterey weicht zurück, aber mit erneuerter Wuth stürzt sie bald wieder auf die Berner los, die dadurch von einander getrennt werden, jetzt faßt auch das spanische Fußvolk wieder Stand und unterstützt die Reiterey. Die Berner werden in gänzliche Unordnung gebracht, und können sich gar nicht mehr sammeln, da suchen viele die Rettung durch schnelle Flucht zu den zurückgebliebenen Zürchern; aber von den Hauptleuten will keiner den Kampfplatz verlassen, sie alle, Bonnstetten, Wagner, Grafenried, Stürler und Römerstall fahren fort, sich tapfer zu schlagen, bis sie endlich von der Uebermacht getödet werden, mit ihnen auch der Venner Joh. Frisching, der im Leben und Tod bey seinen Mitbürgern bleiben will.

Der Oberst von Mülinen, obgleich von Anfang des Treffens verwundet, fährt bis an's Ende fort, als Anführer und Soldat sich auszuzeichnen, und als er die seinigen durch die Reiterey getrennt und entweder tod oder fliehend sieht, ergreift er die Hellebarde eines seiner Soldaten, stützt sich mit dem Rücken an eine Mauer und vertheidigt sich so gegen die andringenden Feinde. Er war ein gar stattlicher Mann, von grosser Gestalt und ungemeiner Leibesstärke. Schrecklich war der Streit um ihn her, er erschlägt mit seiner Hellebarde einen der angesehensten spanischen Befehlshaber und mehrere Reiter. Die Feinde bewundern seine Tapferkeit, und die spanischen Hauptleute rufen ihm auf italiänisch zu: er solle sich

erge-

ergeben, es werde ihm nichts am Leben geschehen; aber der heldenmüthige Oberst wollte nicht der erste Bernerische Feldherr seyn, der sich an den Feind gefangen gebe, er antwortet: „er wolle in den Waffen „sterben, wie es einem Kriegsmanne wohl anstehe." Also kämpft er männlich fort, bis er nach vielen erhaltenen Wunden der Uebermacht unterliegt und erschlagen wird. Die Spanier waren über seinen hartnäckigen Widerstand so erbittert, daß sie dem todten Helden das Herz aus dem Leibe rissen und seinen Leichnam mißhandelten.

Ohne die Offiziere lagen 200 wackere Berner-Soldaten auf dem Platze; ihre Geräthschaften, welche ihnen nachgeführt wurden, fielen in die Hände des Feindes, der, nach dieser Beute begierig, ohne Ordnung darüber herfiel; während er mit dieser Plünderung beschäftigt war, kamen endlich die Zürcher und Bündner daher, freylich zu spät, um die Unternehmung glücklich ausführen zu helfen, aber doch noch zu rechter Zeit, um den Hochmuth der Feinde zu dämpfen. Viele von den spanischen Reitern waren um der Beute willen von den Pferden gestiegen, das Fußvolk hatte sich unordentlich zerstreut, während diesem unbedachtsamen Plündern, wurden sie von den Zürchern angegriffen und in die Stadt zurückgetrieben. Sie flohen so schnell, daß sie nicht einmal ihre Kanone mit sich nehmen konnten, sondern sie nur ab der Lavete warfen, um sie unbrauchbar zu machen, und der Zürcherische Hauptmann Stucki verfolgte die Flüchtigen so hef-

tig, daß er zugleich mit ihnen an's Thor kam, und dort die drey letzten niedermachte, während die übrigen kaum noch Zeit hatten, das Thor zu verschliessen. Einige Zürcher und Bündner erstiegen sogar die Mauer, wurden aber von der Menge wieder zurückgetrieben. Da die Stadt mit einer starken Besatzung und allem Nöthigen wohl versehen war; die Schweizer hingegen Mangel an Pulver und Kugeln hatten, auch ohne Leitern und Belagerungszeug waren, so beschlossen sie gegen Abend, sich zurückzuziehen, nachdem sie vorher den Oberst von Mülinen und die gefallenen Hauptleute beerdigt hatten. In einiger Entfernung von der Stadt stellten sie sich noch einmal, um zu warten, ob sich etwa der Feind zu einem Angriffe herauswagen wolle, da sich aber niemand zeigte, so zogen sie zurück nach Mazz. Dort rieth der Hauptmann Binder, welcher von allen Bernerischen Hauptleuten allein übrig geblieben war, weil er mit dem Vortrab, nicht mit den andern Bernern, auf einem andern Platze sich befunden hatte, „sie sollten während der Nacht noch einmal vor Tiran „ziehen und es durch einen unerwarteten Sturm einnehmen, die Feinde hätten in dem heutigen Kampfe „viele Leute verlohren, die meisten ihrer Anführer wären verwundet, ein glücklicher Erfolg könne nicht fehlen, er erbiete sich an ihrer Spitze zu ziehen." Allein der Mangel an Munition und andern nothwendigen Dingen machte die Schweizer mißmuthig; sie zogen mit Tages Anbruch weiter, und verliessen bald darauf das Veltlin.

Wenn Streitigkeiten und Partheyen in einem Lande entstehen, so mischen sich die mächtigen Nachbarn nur gar zu gerne darein, ja sie unterhalten und vergrössern sogar die Uneinigkeit, um eine Gelegenheit zu erhalten, in das Land zu kommen und es zu unterjochen, das lehrt uns die Geschichte so vieler Völker und Länder; unweise und verderblich handeln also die, welche durch Hülfe von Fremden, das in ihrem Vaterlande zu erzwingen suchen, was sie sonst nicht erhalten könnten, sie graben der Freyheit des Vaterlandes eine Grube, sie bahnen den Weg zu seinem Verderben, und wenn es unterjocht seyn wird, so fragt der Unterdrücker nicht mehr, zu welcher Parthey gehörst du, sondern alle müssen ihm gleich dienen.

Die Ehre des Vaterlandes und der Mitbürger muß uns stets theuer seyn! Nachdem der edle Mülinen aufs äusserste gekämpft und durch seine grosse Tapferkeit selbst der Feinde Achtung erlangt hatte, also daß sie wünschten ihn beym Leben zu erhalten, so zog er doch die Ehre seiner Mitbürger dem Leben vor; er wollte nicht, daß man von einem Bernerischen Hauptmanne sagen könne, er habe sich ergeben, er wollte nicht, daß in der Zukunft sich einer mit seinem Beyspiele entschuldigen könne. Möchten doch alle so denken, ein jeder scheue sich, etwas zu thun,

was man seinen Mitbürgern vorwerfen könnte, jeder scheue sich zu thun, was er zur Ehre des Vaterlandes nicht möchte, daß die andern es thun; jeder bestrebe sich, seinen Mitbürgern ein Vorbild der Vaterlandsliebe und des Guten zu seyn, wie dieser wackere Oberst.

Schweizerlieder.

1.

Der Schweizer.

Wer, Schweizer! wer hat Schweizer Blut?
Der, der mit Ernst und frohem Muth
Dem Vaterlande Gutes thut;
In seinem Schoose friedlich ruht;
Nicht fürchtet seiner Feinde Wuth;
In dem fließt reines Schweizerblut.

Wer Falschheit haßt, und arge List;
Wer ferne flieht vor Zorn und Zwist;
Und, was ihm Gott giebt, froh genießt,
Gern sein gesundes Blut vergießt,
Wenn sein Tod andrer Leben ist;
Der ist ein Schweizer und ein Christ.

Wer seiner Väter Tugend ehrt,
Sie ausübt und sie andre lehrt.
Das Gute schützt, dem Bösen wehrt;
Des Schmeichlers Stimme niemals hört;
Und Treu hält, wenn er auch nicht schwört;
Der ist des Heldennamens werth.

Wen vieler Glück und Sicherheit
Mehr, als sein eigen Glück erfreut;

Wen keine schöne That gereut;
Wer frühe den Tyrannen dräut;
Und Knechtschaft als ein Laster scheut;
Der, der hat Schweizerredlichkeit.

Wer immer, wo er stehn soll, steht,
Sich niemals über andre bläht;
Den graden Weg in allem geht;
Gold, Wollust, Ueppigkeit verschmäht;
Der erndtet, wo er selber sä't;
Ist über Könige erhöht.

O Schweiz! du Heldenvaterland!
Sey niemals deiner Väter Schand',
Und halt das festgeknüpfte Band
Der Einigkeit mit treuer Hand!
Dann ist in dieser Welt kein Land
Dir gleich, du Heldenvaterland.

2.

Das glückliche Volk.

Glücklich sind wir; singet Lieder!
Höchster Herrscher, Dank sey Dir!
Glücklich, gut und frey, ihr Brüder!
Sagt, wo ist ein Volk, wie wir?

Friedlich wohnen wir beysammen,
Keiner arm und keiner reich;

Schön wie Zweig' aus Einem Stammen,
Einer Heerde Lämmer gleich.

Wer darf murren, oder trauren? —
Jeglicher genießt sein Theil
Sicher inner unsern Mauren,
Jedem Hause blühet Heil.

Treu und Hülfsbegier und Freude
Stehn in ewigem Vertrag;
Ja und Nein sind unsre Eide;
Unser Bund ein Händeschlag.

Weh dem, — doch wir finden keinen,
Der sich groß und fühllos macht!
Weint Ein Bürger; alle weinen:
Freut sich Einer; jeder lacht.

Riegel sind der Macht gestossen;
Freyheit hält die Wage fest;
Keine Zähre wird vergossen,
Von Tyrannen ausgepreßt.

Allzeit herrschet unter allen
Landesvätern nur Ein Sinn.
Tausend Bürgerherzen wallen
Freudenvoll zu jedem hin.

Hülf und Rath sind ihre Schätze;
Huld und Einfalt ihr Gepräng.
Sie, die lebenden Gesetze,
Keinem wie sich selber streng.

Uns das Leben zu versüssen,
Flieh'n sie oft der Nächte Ruh;
Ordnung, Frieden, Seegen fliessen
Uns aus ihrem Schoose zu.

Und aus diesem quillet Leben,
Haucht die Seuche Tod uns ein:
Schlägt der Himmel Feld und Reben;
Unser ist Ihr Brod und Wein.

Tugendlehrer sind Exempel;
Wahrheit strömt von Canzlen aus;
Weiser, besser geht vom Tempel
Jeder Bürger in sein Haus.

Schulen lehren Ordnung, Tugend,
Fleiß und männlichen Verstand,
Bilden früh und leicht die Jugend
Nur für Gott und Vaterland.

Muthbeseelende Gebräuche
Wecken jede Geisteskraft;
Schön, wie frische Rosensträuche
Blühen Kunst und Wissenschaft.

Jeder darf die Wahrheit lieben,
Sicher gehn auf eigner Bahn;
Jeder jede Tugend üben,
Die er üben will und kann.

Ferne sind uns weiche Sitten,
Ausgefeilte Lüsternheit;

Nein! es wohnt in Schweizerhütten
Einfalt und Genügsamkeit.

Wir sind glücklich: Schallet Lieder!
Höchster Herrscher, Dank sey Dir!
Wir sind gut und frey, ihr Brüder,
Sagt, wo ist ein Volk, wie wir?

3.

Lob der Eintracht.

Holde Eintracht! beßter Segen,
Den der Himmel Herzen gab!
Mehr als Gold und Schild und Degen!
Mehr als Kron und Königsstab!
Brüder! Brüder! schöner Namen!
Unser Bund soll ewig stehn!
Schlaget Hand und Hand zusammen!
Eintracht! wie bist du so — schön!

Frieden tief im Herzen tragen,
Freundlichkeit im treuen Blick;
Stets sich freu'n, und niemals klagen,
Niemals murren, welch ein Glück!
Welche Lust, sich zu begegnen!
Unbekannt geliebt zu seyn!
Ungesehen sich zu seegnen!
Wer, wer kann sich deß nicht freu'n?

Nein! die schönen Brüderfreuden,
Alte Treu und Ehrlichkeit,
Soll kein Stolz uns je verleiden;
Nie der Argwohn! nie der Neid!
Wir, wir sollten uns verlassen?
Himmel! laß es nie geschehn!
Brüder sollten Brüder hassen?
Eintracht! wie bist du so schön!

Einen Gott im Himmel beten
Wir, nur Einen Vater an;
Einen nur, der uns vertreten,
Und uns selig machen kann.
Brüder! Er will wohl uns allen!
Jede Tugend jedes Stands,
Redlichkeit wird ihm gefallen,
Mit und ohne Rosenkranz.

Nur nach Einem Himmel streben
Wir, wir treuverbundne Freund'!
Ewig bey einander leben
Alle, die sich hier vereint.
Namen sollen nie uns trennen!
Wer Gott liebt und redlich ist,
Mag! wie er nur will, sich nennen;
Bruder ist er, und ein Christ!

Ewig sollen alle Zwiste
Unter uns vergessen seyn!
Ach, daß jeder Fremdling wüßte,
Wie wir schmerzlich sie bereu'n,

Heisse Thränen rollen nieder; —
Himmelweit entferne sich,
Treue gottgeschenkte Brüder,
Zwietracht von uns ewiglich!

Jene Berge sind durchdringlich,
Die zu Grenzen die Natur
Uns gesetzt, — und unbezwinglich
Macht, o Brüder! Eintracht nur.
Wer, wer darf an uns sich wagen,
Der uns, Arm an Arme, sieht?
Komm er nur, mit uns zu schlagen,
Wenn er gern liegt oder flieht!

Wer ists, der uns schützt und rettet,
Wenn es Macht und Gold nicht kann?
Eintracht! Eintracht! Brüder, betet,
Fleht Gott nur um Eintracht an!
Unbeweglich in Gefahren,
Unbesiegbar in dem Streit,
Alles, was sie wollten, waren
Schweizer stets durch Einigkeit.

Weh dem, der uns zu entzweyen,
Kriege zu entzünden sucht!
Weh dem, der ihm nicht darf dräuen!
Wehe dem, der ihm nicht flucht!
Aber! wohl dir Eintrachtmehrer!
Heil dir, treuer Friedensfreund!
Heil dem sanften Sanftmuthlehrer,
Der beym Zwist der Brüder weint!

Schweizer unsrer heut'gen Zeiten,
Seyd ein Beyspiel alter Treu!
Alter Eintracht! Ferner Zeiten
Söhne bleibt vereint und frey!
Laut vor Gottes offnen Ohren,
Wollen wir den Bund erneun!
Laut und feyrlich sey's geschworen:
Eintracht soll unsterblich seyn!

4.

Die Eintracht.

Nach frommer Eintracht streben,
Und fern vom Sinn der Welt,
Mit Andern friedlich leben,
Dieß ists, was Gott gefällt.

Doch dem nur wirds gelingen,
Der seinen Nächsten liebt,
Und Rachsucht zu bezwingen,
Sich in der Sanftmuth übt.

Versöhnlich und gefällig,
Des Haders größter Feind,
Zeigt er sich stets gesellig,
Und macht sich manchen Freund.

Er sucht mit Ernst zu meiden,
Was andre Menschen kränkt,

Weil er von sich bescheiden,
Von ihnen rühmlich denkt.

Er freut sich ihrer Freuden,
Trotzt und erbittert nicht,
Und weiß auch Zank zu meiden,
Wenn man ihm widerspricht.

So treu den Frieden lieben,
Und nie durch Haß und Streit
Des Nächsten Tage trüben,
Ist Pflicht, die Gott gebeut.

Herr, leite mich auf Erden
An deiner sanften Hand!
O laß mich friedlich werden,
Und Streitsucht sey verbannt.

So laßt uns Schweizer leben,
Stets brüderlich vereint
Zum Wohl des Ganzen streben,
Als treue, biedre Freund'.

5.

Die Freyheit.

O du, der Erde höchstes Gut;
Du, die uns in Gefahren Muth,
Zum Glück Empfindung giebt:

O Freyheit, edler Seelen Lust,
Mit Dank verehrt des Schweizers Brust
Dich, die er kennt und liebt.

Du giebst dem Leben Heiterkeit,
Für's Vaterland uns Muth zum Streit,
Wann deine Stimme ruft.
Auf hohen Alpen fühlet so
Der Hirte seines Glückes froh,
Die reine, leichte Luft:

Wie durch kein eisern Joch gedrückt,
Helvetien, von Gott beglückt,
Der Freyheit Seegen fühlt.
O du mein theures Vaterland
Theur sey dir deiner Freyheit Stand,
Der mehr als Leben gilt.

Ihr, die mein liebend Herz verehrt,
Seyd Brüder, seyd des Glückes werth,
Das euch der Himmel schenkt.
Der ist es nicht, wer frey vom Joch,
Gezwungner Herrschaft lebt, und doch
Nicht wie ein Freyer denkt.

Der ist es nicht, wer schmeichelnd lügt,
Sich sclavisch vor dem Grossen schmiegt,
Weil Gold den Götzen schmückt.
Wer anders denkt, und anders spricht,
Der Niedrige verdient es nicht,
Daß Freyheit ihn beglückt.

Nicht, wer der Herrschaft Fesseln trägt,
Wen des Tyrannen Zepter schlägt,
Nicht der nur ist ein Knecht:
Wen wilde Leidenschaft regiert,
Der Laster Sclav, auch der verliert
Der Freyheit hohes Recht.

Für ihn, der ihren Ruhm entehrt,
Stritt nicht der Väter siegreich Schwerdt,
Das Freyheit uns erwarb;
Nicht zügellosem Troz zu gut
Floß Winkelrieds geheiligt Blut,
Als er für Brüder starb.

Wem, wenn er diesen Helden nennt,
Sein Herz von Dank und Freude brennt;
Wer voll von seinem Geist
Und mit der Väter Muth belebt,
Sie segnend, ihren Ruhm erhebt,
Und ihre Thaten preist:

Wer dieser Thaten Grösse fühlt,
Und, wenn ihn dummer Eifer schilt,
Entschlossen, unbetäubt
Vom wilden, lärmenden Geschrey,
Der Wahrheit Freund, dem Guten treu,
Der Pflicht ergeben bleibt:

Wer, wie ein guter Bürger soll,
Des theuern Vaterlandes Wohl
Mehr, als sein eignes liebt;
Und wenn es ihm sein Ruf gebeut,

Sein Leben selbst mit Freudigkeit
Für seine Brüder giebt;

Wer dem Gesetz gehorsam lebt,
Und frey von niedrer Absicht strebt,
Sich ganz dem Staat zu weihn;
Der ist, was wir nicht alle sind,
O freye Schweiz, dein ächtes Kind,
Und würdig es zu seyn.

6.

Liebe des Vaterlandes.

Beym holden Namen: Vaterland!
Erwachen frohe Triebe.
Ich fühle mich mit ihm verwandt;
Ich fühle, daß ichs liebe.
In diesem Lande lebt' ich auf;
O Wonne! hier begann mein Lauf,
Zum hohen Ziel des Lebens.

In Kindheits-Unschuld lernt ich hier
Die ersten Worte stammeln,
Und mir Begriffe, Gott, von dir
Und deinen Werken sammeln.
Ich sah' mit Aeltern mich vereint,
Und sie und mancher Jugendfreund
Versüßten mir die Tage.

Wie viele strebten um mich her,
Mich Schwachen zu verpflegen!

Wie viele führten immer mehr
Der Wahrheit mich entgegen!
Hier war viel Gutes mir bereit;
Hier fand ich Ruh und Sicherheit
Im Schutze der Gesetze.

So will ich denn auch dankbar seyn,
Dem Lande wieder nützen,
Will rathen, helfen und erfreun,
Und Gutes unterstützen.
Was Ordnung, Recht und Eintracht nährt,
Und was des Landes Wohlstand mehrt,
Soll stets mir theuer bleiben.

Ich will durch Fleiß und Redlichkeit
Dem Vaterland' einst dienen,
Und, was mir das Gesetz verbeut,
Mich nie zu thun erkühnen;
Will jedem geben, was ich soll,
Und ohne Zwang und ohne Groll
Die Vorgesetzten ehren.

Um überall aus Dankbegier
Des Landes Ruhm zu gründen,
Soll auch der Fremde stets in mir
Den Freund des Menschen finden.
Ich will gerecht und liebreich seyn,
Ihm in Gefahren Schutz verleihn,
Und Freuden ihm gewähren.

Aus Liebe für mein Vaterland
Will ich mich nie vergehen,

Ein fremdes Volk mit Unverstand
Zu hassen und zu schmähen.
Verdienst und Tugend nah und fern,
Soll immer meine Seele gern
An jedem Menschen schätzen.

O wohl dem Lande, wo der Geist
Des Christenthums regieret,
Wo jeder dich, o Vater, preist
Und sich mit Weisheit zieret,
Wo nie die Bürgertreue flieht,
Und keiner sich der Pflicht entzieht,
Gemeinwohl zu befördern.

Daß es so sey in unserm Land,
Soll jeder sich bemühen,
Durch Eitelkeit und Unverstand
Müß' nie dieß Glück entfliehen.
Dann Schweizer singet dankbar, froh:
Kein andres Volk ist irgend so
Wie wir beglückt auf Erden.

Wer hier sich stets im Wohlthun übt,
Und Glück und Heil verbreitet,
Der wird von dir, o Gott, geliebt,
Und einst empor geleitet.
Ihm lohnt das beßre Vaterland
Mit Wonne, die er hier nicht fand,
Und die dort ewig währet.

7.

Liebe des Vaterlandes.

Jeder, wer sein Vaterland
Herzlich liebt und mit Verstand
Für das Wohl desselben strebt,
Hat als guter Christ gelebt.

Du seyst niedrig oder groß,
Sey vergnügt mit deinem Loos,
Nützlich ist ein jeder Stand
Für das liebe Vaterland.

Zur gemeinen Wohlfahrt sey
Dem Gesetze stets getreu;
Gott will das von Jedermann,
Gott, der dirs vergelten kann.

Schaue Jesum Christum an;
Er war auch ein Unterthan.
Thu' wie er ohn' Zwang und Noth
Deiner Obrigkeit Gebot.

Gieb dem Ehr', dem Ehr' gebührt;
Schoß und Zoll dem, der regiert.
Gieb, als gäbst du's Gott dem Herrn,
Was du schuldig bist, stets gern.

Ordnung und Gerechtigkeit,
Schutz und Fried' und Sicherheit

Ist ein Glück, das man nur hat
Durch der Obern Rath und That.

Leben wir gewissenhaft,
Eingedenk der Rechenschaft;
So wird Gott der höchste Herr
Uns dieß geben immer mehr.

Unser Leben, unsre Zeit
Sey dem Vaterland geweiht!
Für desselben Glück und Ehr,
Ist dem Schweizer nichts zu schwer.

O wie blüht das Vaterland,
Wie beglückt ist jeder Stand,
Wenn sich alle treu bemühn,
Unrecht, List und Trug zu fliehn!

8.

Natur im Schweizerland.

Mein schön gebautes Vaterland!
Wie seegn' ich dankbar dich!
Die alles baute, Gottes Hand,
Sie baut' es auch für mich!

Wie herrlich, herrlich, herrlich schön
Herr Gott, ist deine Welt!
Wie ewig deine Berge stehn,
Wo Du sie hingestellt!

Gedank' „Ich bin gebohren hier!“
Du giebst mir Kraft und Muth!
Dieß Vaterland ist Adel mir,
Mir Quell von Heldenblut.

Wie sich mein Herz im Leibe dehnt
Auf dieser Berge Höh'n!
Wie's von dem Thal empor sich sehnt
Ins Thal hinabzusehn!

Leg' ich nach heißer Arbeit mich
Ins Tannengrün und ruh',
Wie strömen Lobgesäng' an dich,
Gott, meiner Seele zu!

Wer hat ein Menschen-Herz und kann
Hier unempfindlich seyn?
Wie muß der freye Bidermann
Der Freyheit hier sich freu'n!

Welch Land ist diesem Lande gleich,
So ganz für uns gemacht?
So fruchtbar und so quellenreich,
So voll von Gottes Pracht!

Altäre Gottes sollt ihr seyn,
Altäre voll von Lob!
Ihr Schneegebürg', ihr Alpenreihn,
Die Gottes Hand erhob!

Nie schau des Schweizers Aug euch an;
Sein Herz sey Lobgesang!
Und wer die Säite rühren kann,
Deß Säite singe Dank!

Ja, freyer Schweizer jeden Tag
Freu dich dein Vaterland!
Und Fremdling, schau, was sie vermag
Des Fleißes freye Hand!

Natur — Du athmest Freyheitsinn
In Aug und Mund und Brust!
Bist täglich uns, Natur, Gewinn,
Und täglich neue Lust!

Die majestätische Natur
Würkt edle Leidenschaft!
Nicht Wunsch nach grossen Thaten nur,
Zu Thaten Helden=Kraft.

Die Welt, die Helden einst gezeugt,
Wo Fuß der Helden stand,
Die Welt, der Helden sich gebeugt,
Die Helden überwand: —

Die kleine bergbegrenzte Welt,
Von grossen Thaten voll!
Wie ruft sie jedem, daß er Held,
Held werden kann und soll!

Und ich, ich sollte thatenlos
Entsterben einem Land,
Wo in der Freyheit weitem Schoos,
Wer suchte, Tugend fand?

9.

Glücklicher Stand des Landmannes.

Wohl dir, o Landmann! denn dein Stand
Ist auch von Gott; er schuf das Land
Für deinen Fleiß, und väterlich
Beglückt und segnet er auch dich.
Lobsinge Gott.

Lobsinge Gott; denn herrlicher
Und schöner und gesegneter
Wird jede Flur und jedes Feld
Durch deinen Fleiß für Gottes Welt,
Und auch für dich.

Im Schweisse deines Angesichts
Arbeitest du; doch wann gebrichts
Dir, wo du thust, was Gott gebeut,
An Segen und Zufriedenheit?
Lobsinge Gott.

Dir grünen freudig Au und Flur.
In deinem Hause wohne nur
Die Unschuld, die nie Arges thut;
Und Gottes Wohlgefallen ruht,
Und wohnt bey dir.

Mühseligkeit ist aller Loos,
Der Mensch sey niedrig oder groß;
Doch kommen wahre Ruh und Lust

Auch gern und nur in dessen Brust,
Der Gott gefällt.

Thu' redlich deine Pflicht, so wirst
Du selig wie ein guter Fürst;
Ja, warst du besser noch als er,
So wirst du einst auch seliger
Im Himmel seyn.

Wenn du nicht reich bekleidet bist,
Wenn dein Gewand nur reinlich ist:
So neide du kein Feyerkleid,
Das oft ein Herz voll Sorg' und Neid,
Und Gram verhüllt.

Auf freyem Boden wohnest du,
Geniess'st der Arbeit Lohn in Ruh,
Richt dankbar, Schweizer! deinen Blick
Zu Gott, er schenkt dir dieses Glück,
Dieß Vaterland.

Wohl dir, dein Stand ist auch vom Herrn,
Geh' hin, sey glücklich; baue gern
Das Feld: denn er, er schuf's für dich;
Er segnet und beglückt auch dich.
Lobsinge Gott.

10.

Lied für Schweizerbauern.

Stimmet, wackre Schweizerbauern,
Stimmt ein Lied mit Freuden an!
Eins, das hinter Thor und Mauern
Keiner mit uns singen kann!
Keiner in den Königreichen,
Wo die Herren Sklaven gleichen,
Wo der Fürsten Stolz und Pracht
Aus den Bauern Bettler macht.

Wer ist so vergnügt, ihr Brüder?
Wer ist glücklicher als wir?
Lauft die Erde auf und nieder;
Keinen, keinen findet Ihr!
In den Dörfern, in den Städten;
Keiner ist so frey und reich;
Uns, wir könnten, Brüder! wetten,
Ist kein Bau'r auf Erden gleich.

Reich genug ohn einen Heller,
Glücklich auch im groben Zwilch,
Tragen wir in kühle Keller
Mutten voll von Nidelmilch;
Führen wir in Erndtetagen
Unsre hochgehäuften Wagen,
Bey der Abendröthe Schein,
Mit Gesang ins Tenn hinein.

Aller Pracht und Hoffart spotten
Schweizerbauern an dem Pflug;
Quellenwasser, frische Schotten,
Käs und Brod ist uns genug!
Tragen wir auf braunen Nacken
Bürden frischgemähtes Heu;
Triest der Schweiß von Stirn' und Backen,
O wie herrlich schmeckt ein Brey!

In dem federlosen Bette
Kosten wir die schönste Ruh;
Eilen vor der Morgenröthe
Singend unsern Feldern zu;
Wissen nichts von Klag und Thränen,
Wir, die keinem Fürsten fröhnen;
Die wir alle, wie ein Kind
Bey dem Vater, sicher sind.

Wir, die wachend und im Schlafe
Bey den fetten Heerden stehn,
Eigne Kühe, Ziegen, Schaafe
Blöcken hören, grasen sehn;
Wir, die auf beblümten Matten,
Bald an Sonne, bald am Schatten,
Bald auf Bergen, bald im Thal
Freuden schmecken ohne Zahl.

Wir nur pflanzen für uns selber;
Unser nur ist Feld und Weid'
Unsre Schaaf' und unsre Kälber
Mästen wir zu unsrer Freud';
Jedes eigne Sichel mähet,

Was er, nur für sich, gesäet;
Und für Fürsten triefet nicht
Unser Schweiß vom Angesicht!

Gott im Himmel sey gepriesen!
Er ists, der uns glücklich macht;
Macht, daß uns in Feld und Wiesen
Alles blühet, alles lacht!
Er vermehrt uns unsre Heerden!
Er, Er ließ uns Schweizer werden!
Er, Er macht von Tyranney
Uns und unsre Kinder frey!

11.

Lied an Schweizerbauern beym Beschluß der Erndte.

Trocknet jetzt vom Angesichte,
Schnitter, den vergoßnen Schweiß!
Kommt, genießt der Erde Früchte
Unverdroßner Arbeit Preis!
Jauchzt bey unschuldsvollen Scherzen!
Gott verwirft die Freude nicht,
Die aus dankerfülltem Herzen
Laut von seiner Güte spricht.

Daß es unser Herz erfreue
Giebt er aus der Erde Brod;
Und erweiset Vaterstreue
Stets an uns, der gute Gott.

Seiner Creaturen Wonne
Zeugt von seiner Gütigkeit,
Die, gleich Strahlen von der Sonne,
Segen auf die Erde streut.

Zwar die Güter zu erlangen,
Die der Erde Schoos euch gab,
Floß von braungebrannten Wangen
Ausgepreßter Schweiß herab:
Aber wer in Friedenstagen
Nicht des Feldes Arbeit scheut,
Lernt des Krieges Last ertragen
Wenn Gefahr dem Lande dräut.

Fleiß, der Hitz und Frost ertruge,
Hat die Väter stark gemacht.
Muthig vom bestäubten Pfluge
Eilten sie ins Feld der Schlacht.
Unter ihres Schwerdtes Länge
Fiel der Feind im Kriegesspiel,
Wie der vollen Aehren Menge
Unter eu'rer Sichel fiel.

Aus der Helden Blut entsprossen
Wuchs die Freyheit, lang verdeckt,
Sie, in deren Schoos genossen,
Euer Brod euch süsser schmeckt.
O wenn in des Friedens Schatten
Euch der Felder Segen nährt;
Rühmt sie, die durch Heldenthaten
Einst der Knechtschaft Joch zerstört.

Jauchzt von eurem Glück belebet,
Vom Gefühl der Freyheit warm.
Jauchzet, danket laut, erhebet
Gott, und eu'rer Väter Arm.
Kein Tyran, kein Glanz der Waffen
Schreckt euch, kein Trompeten-Schall;
Ha, zur Sichel umgeschaffen
Ward der blutbespritzte Stahl.

Nicht vom Kriegesroß zertreten,
Wächst die Saat, und schmückt das Land.
Stolze Bürger in den Städten
Nähren sich aus eu'rer Hand.
Heil euch, die durch ihr Bemühen,
Selten nach Verdienst geschätzt,
Güter aus der Erde ziehen,
Deren Werth kein Gold ersetzt!

Heil euch! Mit des Himmels Regen,
Der die Saat des Feldes tränkt,
Werde Fruchtbarkeit und Segen
In der Erde Schoos gesenkt!
Herrlich wachse das Geträide,
Von des Hagels Streich verschont;
Und mit Ueberfluß und Freude
Werd' euch euer Fleiß belohnt!

12.

Der Aelpler.

Wie wohl ist mir, mir Alpensohn,
Auf meiner hohen Weide!
Hier sing' ich euch in Städten Hohn,
Ich in dem groben Kleide!

Trinkt immer euern theuern Wein,
Und speiset Leckerbissen,
Und schlaft auf weichen Betten ein,
Verzärtelt euch durch Kissen.

O dreymal glücklicher bin ich
Bey meiner lieben Heerde:
Sie speist und tränkt und kleidet mich,
Mein Bett giebt mir die Erde.

Beschützt vom Himmel, beb ich nie,
Auch selbst in Ungewittern
Bin ich besorgt nur für mein Vieh,
Für mich ist nichts zu zittern.

13.

Die großmüthigen Belagerten.

Schön, schön ist Heldentapferkeit,
Ihr Ruhm fliegt himmelhoch!
Doch unbesiegte Menschlichkeit
Unendlich höher noch.

O goldne Zeit, wo Treue groß,
Noch grösser Großmuth war,
Wo Heldenblut für Brüder floß,
Und Mensch der Feind auch war!

O schöne That! zu graben werth
In Marmor und auf Erz!
Wer fühllos sie erzählen hört,
Hat der ein menschlich Herz?

Noch nicht der Niederlagen satt
Kam Herzog Leopold
Vor Solothurn, und schloß die Stadt,
Dem König Ludwig hold.

Vierhundert Helden sandt' ihr bald
Die treue Schwester Bern.
Groß war die feindliche Gewalt,
Der Bluttag nicht mehr fern

Schon zehen lange Wochen lag
Das Heer da! welche Noth!

Wie manche Nacht! wie mancher Tag!
  Für Krieger ohne Brod!

Urplötzlich schwoll und riß die Aar
  Des Feindes Brücke weg,
Und schwemmte, was ihr nahe war,
  Roß, Mann und Wagen weg.

Vom Thurme konnten fern die Noth
  Die lang Bedrängten sehn:
„Kommt, rettet, riefen sie, vom Tod
  „Die Feinde, das ist schön!“

Und eilten schnell vom Thurm herab,
  Zum Thor hinaus voll Muth,
Und reichten liebreich Speer und Stab
  Den Feinden in der Flut.

Und liefen tapfer in den Strom,
  Mit warmer Heldenlust;
Und wateten im tiefen Strom
  Bis an die hohe Brust.

Und boten, felsenfest den Fuß,
  Den Schwimmenden die Hand,
Und trugen hoch durch wilden Fluß
  Die Leichnam' hin ans Land.

Und drückten sie mit treuem Arm
  An ihre Brust, als todt;
Die kalten Körper wurden warm,
  Die blassen Lippen roth.

Ihr Auge schloß sich auf und sah —
  Und schloß sich wieder zu.
„Nein! rief der Schweizer: Wir sind da
  „Zu helfen, wache du!“

O welch ein Wachen! welche Freud'!
  Izt kam der Geist zurück!
Ganz war die Seele Dankbarkeit,
  Und Segen jeder Blick!

Wie drückte man sich brüderlich
  Die Hand! o welch ein Sieg!
Man weinte, man umarmte sich,
  Und Friede ward aus Krieg.

14.

Niklaus von der Flüe.

Ja, Brüder! es lohnt sich der Mühe,
Dem Bruder Niklaus von der Flüe
Zu singen ein unsterblich Lied!
Er war des Vaterlandes Retter,
Ein Heiliger, und war ein Held.
Wo, Brüder, ist ein frömmrer Beter?
Ein beßrer Bürger in der Welt?

Unsträflich war sein Knabenleben;
Gott und der Tugend nur ergeben
Blieb er als Jüngling, Mann und Greis;
Fleht Tage lang auf einer Stelle
Zu seinem Gott. Ein Tempel war
Besucht von Engeln seine Zelle,
Sein Herz ein brennender Altar.

Von jahrelangem Fasten hager,
Hatt' er ein Brett zu seinem Lager,
Zu seinem Polster einen Stein.
Auch von den Weisesten bewundert,
Der beßte Mann zu seiner Zeit,
Für jedes künftige Jahrhundert
Ein Beyspiel froher Nüchternheit!

Er stand im Kreis entzweyter Väter!
Von Gott gesandt, ein weiser Retter,
Voll Demuth und Erhabenheit.

Er rief mit lichterfülltem Blicke,
(Und alle hörten weinend zu;)
„O Friede! kehre bald zurücke!
„O Einigkeit! wie schön bist du!

„Wer half Euch jene Sieg' erringen?
„Dreymal den kühnsten Feind bezwingen?
„War's, Väter, Gott und Eintracht nicht?
„Und Gott und Eintracht soll im Frieden
„Wie vormals Eure Freude seyn!
„Fluch wird sonst, seyd Ihr kaum geschieden,
„Fluch wird Euch Gottes Segen seyn!

„Drum, Väter! nun in Gottes Namen,
„Steht wieder, wie Ein Mann, zusamen:
„Seyd Ein Herz, Eine Seele nur,
„Such jeder alle zu vergnügen
„Nenn jeder andrer Glück sein Glück!
„Helft Euch, Euch selber jetzt besiegen!
„Und Gottes Segen kehrt zurück.

„Mit Eurem brüderlichen Bunde
„Beehret froh, zu dieser Stunde,
„Heut Freyburg, heut noch Solothurn!
„Sie sind es werth, die tapfern Freunde;
„Sie halfen treulich in der Schlacht;
„Das ists, was furchtbar Euch dem Feinde,
„Das ists, was Gott Euch günstig macht.

„Theilt friedlich, was Ihr Euch erbeutet!
„Bleibt mäßig, wie die Väter! Streitet
„Für Freyheit! nicht für Gold und Koth!

„Gold hilft Euch nicht am Tag des Krieges;
„Nur Eintracht, Treu und Tapferkeit!
„Mißbraucht das hohe Glück des Sieges
„Zum Stolz nicht, nicht zur Grausamkeit.

„Ich weiche nicht von dieser Stätte,
„Nicht Väter! bis ihr in die Wette
„Euch alle brüderlich umarmt!“
So sprach der Menschenfreund; und Liebe
Erhob in aller Herzen sich;
Mit warmem brüderlichem Triebe
Umarmten sie sich schweizerlich.

Nun, Brüder, lohnt sichs nicht der Mühe,
Dem Bruder Niklaus von der Flüe
Zu singen ein unsterblich Lied?
Ihm, Ihm des Vaterlandes Retter,
Der war ein Heiliger und Held!
Wo, Brüder! ist ein frömmrer Beter,
Ein beßrer Bürger in der Welt?

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Stierlin, Emanuel,

Schweizerischer Ehrenspiegel Edle Züge aus der Geschichte der Väter, mit moralischen Bemerkungen, zum Gebrauch für Landschulen

Bern 1813

Helv. 926 s
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10455002-9